

Der
Teutsche Merkur.

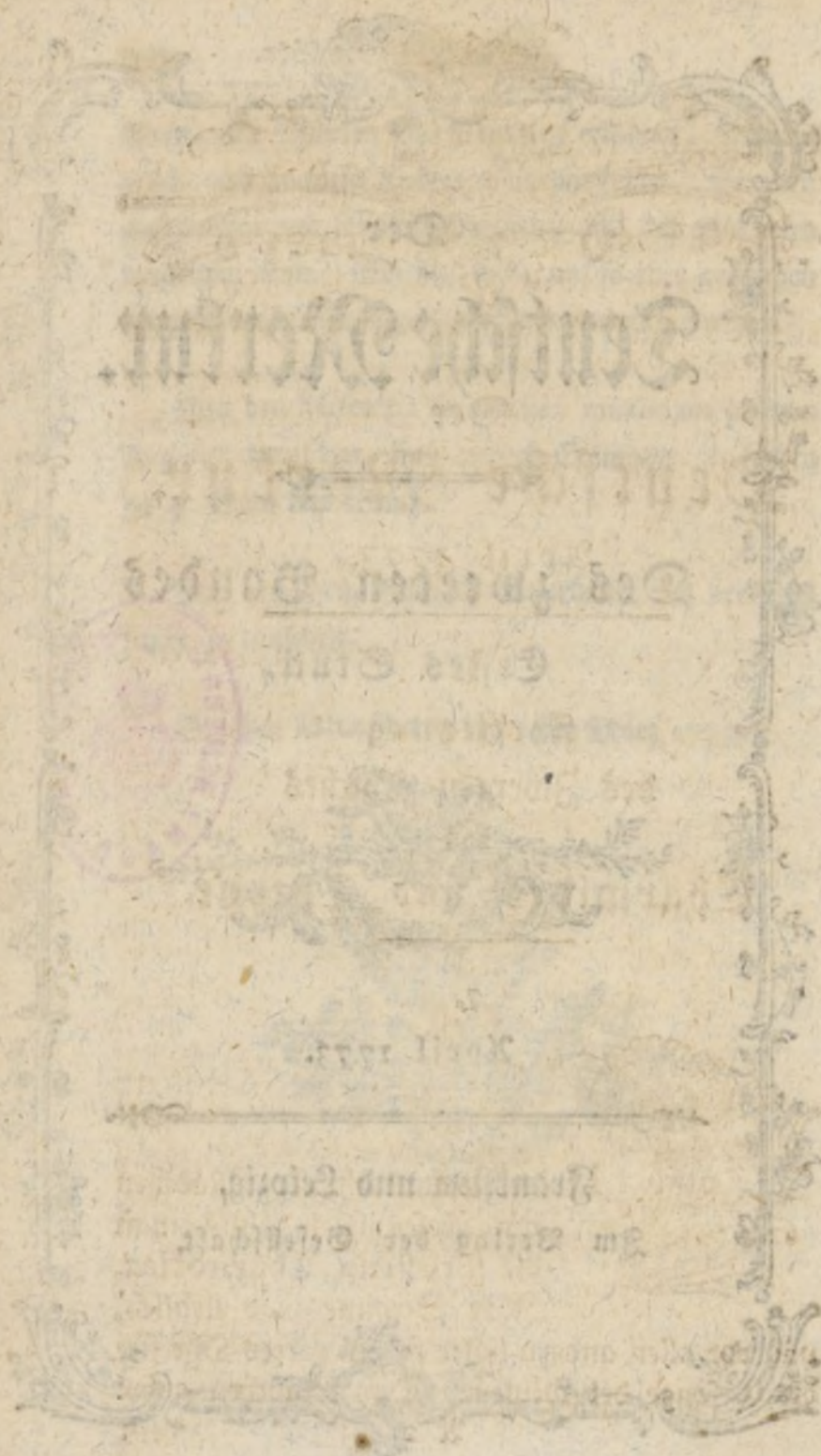
Des zweyten Bandes
Erstes Stück.



April 1773.

Frankfurt und Leipzig,
Im Verlag der Gesellschaft.







Der
Deutsche Merkur.

April 1773.

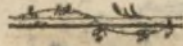
I.
Fortsetzung
des Zweyten Buches
von
Charmides und Theone.



7.



Unter die anmuthigsten Mädchen
am Rosenhügel zählte man
die Priesterin Charitoklea.
Ihre Stimme war lieblich,
und vor allen andern hatte sie ein zartes Ohr für
die Gesänge der Musen. Das Mädchen gefiel
A 2 dem



dem Jüngling, welcher damals die Leyer spielte, als seine Brüder, in Gegenwart des Charmides, ihren Wechselgesang über Theonen und die Myrte anstimmten. Auch liebte Charitoklea den Jüngling wieder; ob sie gleich das Geheimniß ihres Herzens vor ihm sorgfältig verborgen hielt. Nun aber hatte sie die Geschichte des Orpheus und der Eurydice gehört; und nun fühlte sie die volle Macht der Liebe. Melon, so hieß ihr Geliebter, war, mit seiner Leyer, Tag und Nacht in ihren Augen und vor ihren Ohren. Er war Orpheus, und sie wollte gern Eurydice seyn.

Als der Jüngling an einem Frühlingstag, an welchem der Himmel mit einem Gewebe von silbernen Wolken bedeckt war, unter den Delbäumen sein schönstes Lied spielte, da flocht' ihm das Mädchen einen Kranz von Delblättern, und sagte zu ihm: Ich liebe dich. Theone wußt' es, und lobte die Priesterin, weil Melon zu den Günstlingen der himmlischen Venus gehörte.

Um die Zeit der Weinlese wurde Charitoklea von ihren Eltern auf einige Tage nach Paphos geholt. Das Andenken an den alten Hain, an die erste Abenddämmerung, worinn sie zum Rasen-Altar gieng, an die Bildsäulen der Grazien im Marmornen Tempel, an die Reden des Charmides und an ihren Geliebten, begleitete sie. Die Jünglinge zu Paphos mit ihren Scherzen und Liebkosungen waren ihr verhaßt. Nur
gezwun-

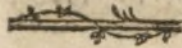
gezwungen feyerte sie die herbstlichen Feste mit ihnen auf den benachbarten Weinbergen.

Einer von jenen Jünglingen, mit Nahmen Ligdamon, der schönste von allen, rühmte sich, das Mädchen, mit seiner ganzen Heiligkeit, besiegen zu wollen. Anfänglich that er nichts, als die Priesterin beobachten, und den Ton, worauf ihre Seele gestimmt war, auswendig lernen. Darnach sann er auf ein Lied, suchte die jüngsten Rebe. Hoch ein wenig Mirte dazwischen, legte sie bescheiden um sein nachlässig gekräuselttes Haar, und setzte sich in die Weinlaube, worinn Charitoklea vor dem Hausen ihrer Gespielinnen sich zu verbergen, und an ihren Geliebten zu denken pflegte. So bald er das Mädchen kommen sah, fieng er sein Lied an. Charitoklea, die Liederfreundin, hörte gleich ihre Grazien nennen, und blieb stehen. Und Ligdamon sang:

„Herab in unsre Lauben,
Ihr Grazien, herab!
Für euch sind diese Trauben,
Und dieser Epheustab.

Ihr selber giengt vor Zeiten,
Mit schwesterlicher Hand
Den Bacchus zu begleiten,
Als er den Wein erfand.

Es wollten Charitinnen,
Erfreut von seinem Wein,



Die ersten Winzerinnen
Auf seinem Hügel seyn.

Dann habt ihr ihn, umschlungen,
Vom Hügel weggeführt,
Und Länder ihm bezwungen,
Und Herzen ihm gerührt;

Und Löwen ihm und Tieger
Mit Schmeicheln zahm gemacht;
Und euren stolzen Sieger
Holdselig angelacht.

Und Bacchus gab den Becher
In euren Schutz, und war
Der Zuldgöttinnen Rächer,
Am wankenden Altar.

Wer euch, ihr Schwestern, höhnet,
Dem Frevler Ach! und Weh!
Denn eurer Gottheit tönet
Dies: Euañ Evoe!“ (*)

Das Mädchen hätte merken sollen, daß die
Grazien des Liedes nicht die ihrigen wären;
allein der Jüngling war schön, und schön sein
Gesang: Charitoklea merkt' es nicht. Sie
erinnerte sich nicht, daß alle Jünglinge zu Pas
phos und alle Mädchen die Grazien beständig
im Munde führten. Ligda

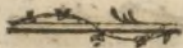
(*) Gewöhnliches Geschrey derer, welche das Bacchusfest
feierten.



Ligdamon schien diesen Augenblick erst seine Priesterin wahrzunehmen, und stand plötzlich auf. Sie nahm die Flucht, und der Sänger blieb zurück. Eine solche Bescheidenheit mußte der Schülerin des Charmides gefallen.

Wenige Tage darauf trat der Jüngling, mit einem goldenen Becher und mit einem zierlichen Stabe, dessen goldne Spitze halb aus einem Gewinde von Weinranken und Myrten hervorsah, zu ihr, und sagte: „Du bist ein reizendes Mädchen; aber uns übrige solltest du nicht verachten. Glaubst du nicht, daß wir den Grazien opfern, wie du, ob wir gleich etwas lebhafter umhersehen, lauter reden, und rascher in unsren Tänzen sind? Die Grazien wollen, daß man sich freue. Oder glaubst du, gutes Mädchen, der Dienst unsrer Göttinnen bestehe darinn, daß man so, und nicht anders, die Locken flechte, und den Gürtel trage? Siehe diesen Becher; auf ihm halten die Grazien ihr Fest. Auf diesem Stabe sitzt Amor, und spielt die Leyer. Nimm dies Geschenk von einem Jüngling, welcher in dir die Huldgöttinnen verehrt, und sie zu verehren würdig ist. Bey der Venus, deren neue Bildsäulen Charmides in unsre Tempel gebracht hat! verachte mich nicht. Die Gefährtinnen der Liebe sind freundlich. Was that ich dir? Warum solltest du mich hassen?“

Charitoklea nahm das Geschenk, denn es war schön, wie der Jüngling und wie sein Lied. Die Unglückliche! Sie sah nicht, daß auch diese



Grazien auf dem Becher und dieser Amor auf dem Stabe nicht die ihrigen waren. Kaum hatte sie beides in ihren Händen, so war die Seele des geweyhten Mädchens entheiligt.

Nach und nach verschwand ihr die himmlische Venus, und der Hayn, und Charmides, und Theone, und Melon, ihr Geliebter. Endlich blieb von allem nichts übrig, als ein schlechtes, hölzernes Bild, ein finstres Wäldchen, ein unlustiger Weiser, eine traurige Aufseherin, und ein langweiliger Jüngling. Es war, als hätte sie die Wuth des Bacchus ergriffen. Charitoflea liebte den Ligdamon.

Die Priesterin mußte in ihre Wohnung am Rosenhügel zurück kehren. Sie nahm den goldenen Becher und den Epheustab mit, und versteckte sie tief im Gebüsch des heiligen Hayns. O ihr Grazien!

Charitoflea war traurig. Liebst du uns nicht mehr? sagten ihre Gespielinnen und Theone. Sie weinte. Dies aber waren keine Thränen, wie man sie am Rosenhügel weinte. Melon bat die Götter, sie möchten ihn sterben lassen.

Gegen das Ende der Weinlese kamen einige Mädchen aus Paphos, und baten die Unglückliche, mit ihnen zu gehen. Charitoflea that es. Die zween Brüder des Melon giengen ihr nach.

Diese

Diese fanden die Priesterin der himmlischen Venus auf einem der nächsten Weinberge, mit dem Stab und Becher in der Hand, ihr fliegendes Haar mit Weinblättern geschmückt, ohne Schleyer, mitten unter den wilden Tänzen der Mädchen und Jünglinge. Die Schülerin des Charmides rief Euan Evox! und küßte den neuen Geliebten.

8.

Charitoklea durfte nicht mehr die Nachbarin heiliger Jungfrauen seyn. Man sandte sie zu ihren Eltern nach Paphos.

Bald darauf versammelten Charmides und Theone die übrigen Priesterinnen, sahen mit Thränen sie an, und verordneten, wegen ihrer gefallenen Freundin, ein Reinigungs-Opfer auf dem Rasen-Altar. Die Mädchen füllten ihre Opferkörbe mit Honig und Milch, und bedeckten sie mit Blumen. Stillschweigend giengen sie den Weg nach dem alten Hain ihrer Göttin. Als sie nahe dabey waren, standen sie still, und sangen folgenden Gesang, welchen die Brüder des Melon gedichtet hatten.

„Alle:

Himmlische Venus! weyhe das Chor
Deiner Priesterinnen;
Und ihr Huldgöttinnen!
Zürnet nicht, daß eine sich verloh.



Zimmlische Venus! weyhe das Chor,
 Deine Rache zu wenden,
 Kommen wir mit reinen Händen,
 Schauen wir mit keuschen Blicken empor.

Zimmlische Venus! weyhe das Chor
 Deiner Priesterinnen;
 Und ihr Huldgöttinnen!
 Zürnet nicht, daß Eine sich verlohre.

Zwo Stimmen.

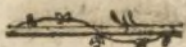
Erste Stimme:

Ein Fingerzeig
 Der Unschuld, nannte sie den Göttern alles
 Schönen:
 Da wollten sie die Götter krönen;
 Sie brachen einen Zweig
 Im Wäldchen ab,
 Das Amor einst der kleinen Psyche gab,
 Als ihn das Wäldchen kühlte,
 Zum ersten mal in ihm die kleine Psyche
 schwur,
 Und beyder Liebe die ganze Natur
 In allen Adern kühlte.

Zwoote Stimme:

Nun hat des Mädchens Haar
 Mit kühn geschlungnen Reben

Eine



Eine Bacchanten = Schaar
Im Rausch' umgeben.

- 1 Armes Mädchen! wenn im Lenze
Psychens Hayn sich wieder schmückt;
- 2 Wenn der Himmel auf die Tänze
Guter Schäferinnen blickt;
- 1 Wenn die schweigenden Gespielen,
Deren Scherze dir gefielen,
Weg von deiner Seite gehn;
- 2 Wenn die Götter, die dich kannten,
Dich im Schwarme der Bacchanten,
Armes, armes Mädchen! sehn.

Beide:

Ach! der Liebe letztes Flehn
Wird auf jedem Bäumchen stehn.

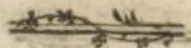
- 1 Mädchen, o! bey jedem Schritte,
Welfet dir das frische Grün;
- 2 Mädchen! unter deinem Tritte
Wird die Aue dir verblühn;

Beide:

Und der Unschuld letzte Bitte
Rachevoll vorüber ziehn.

- 1 Auf das Gold der reifen Garben,
- 2 Auf des Regenbogens Farben

Beide:



Beide:

Sinkt ein mattes Trauerlicht:
 Denn wo Tugenden erstarben,
 Da verweilt die Freude nicht.

Zwo andre Stimmen.

Erste Stimme:

Im Liebevollen Chor,
 Lieffen die Götter alles Schönen
 Ihr ins Ohr
 Keusche Fldtenlieder tönen:
 O die Götter alles Schönen
 Kosteten ihr den Nectar vor.

Zwoote Stimme:

Aber, ach! es tönte lauter
 Ihr der Cymbeln Klang;
 Und das Mädchen ward vertrauter
 Mit des Satyr's Waldgesang;
 Und der Waldgott trug
 Zu der unbewachten Dirne
 Seinen oft entweyhten Krug.
 Von der jungfräulichen Stirne
 Wich die Schaam; ihr Busen schlug
 Nun von wilderem Ergötzen;
 Denn der volle Krug
 Musste die Rosenlippe benezen.

I Wenn

- 1 Wenn nun dem Hirtenwolke
Der junge Maytag singt;
2 Wenn sich zur goldnen Wolke
Die frühe Lerche schwingt;

Beide:

Und in den heiligsten Gebüsch
Ein leises Götterlied dazwischen
Der Unschuld in die Seele dringt;

- 1 Wenn lieblich am Geländer
Die rothe Traube glänzt;
2 Die Winzerin behender
Den Morgenputz ergänzt;

Beide:

Und unsichtbar, im Götter-Saale,
Der schönste Gott die beste Schaale
Für Mädchen-Tugenden bekränzt;

- 1 O Mädchen! wehe dir,
Daß frohe Lerchen hier
Sich lauter Liebe sagen!
2 O Mädchen! wehe dir,
Daß Winzerinnen hier
Um deine Tugend klagen!

Beide:

Wohin sich deine Blicke wagen,
O Mädchen, wehe, wehe dir!

Zwoo



Zwoo andre Stimmen.

Erste Stimme:

Ach! der Jünglinge bester,
 Den die schöne Natur an ihren Busen nahm,
 Den die holde Schaam,
 Der Weisheit Schwester,
 Für die Grazien zu bilden kam;
 Ach! der Jünglinge bester
 Liebte das Mädchen. Immer fester
 Hieng sein Herz an ihrem Herzen.
 Unter Scherzen,
 Unter Saitenspiel,
 Reimte seliges Gefühl.
 Unter Seufzern, unter Zähren,
 Unter Schwüren an Altären,
 Unter wohnerevollen Blicken,
 Stieg die Liebe zum Entzücken;
 Um den Götterfreund,
 Und das Mädchen zu beglücken,
 Hatte sie die Liebe selbst vereint.

Zwoote Stimme:

O! der Venus liebliche Tochter
 Warfen um den Jüngling ihren Glanz;
 Aber Faunen = Gelächter
 Und Mänaden = Tanz
 Füllten nun die Mädchenseele ganz;

Und

Und des Liebings milden Glanz
 Hdhnte mit ihr der Grazien Verächter.

I Klage, Jüngling!

2 Mädchen! weine

I Längst den Bächen,

2 In dem Hayne,

I Wo sie Lilien an deiner Seite brach;

2 Wo der Jüngling einst von Himmelswonne
 sprach;

I Auf dem Hügel, in der Hhle,

Wo sie unter Liedern gieng,

2 In dem Thal, wo seine Seele

Fest an deiner Seele hieng,

I Bey dem schönen Morgenroth

2 In des Mondes lindem Scheine

I Klage, Jüngling!

2 Mädchen! weine,

I Fleuch die Bäche,

2 Fleuch die Hayne,

I Denn du siehst im Sonnenscheine,

2 Denn du siehst im Abendroth

Beide:

Ueberall der Liebe Tod.

Eine



Eine Stimme:

Mädchen! glücklicher wärest du,
 Glücklicher, wir brächten
 Mit der schwesterlichen Rechten
 Deinen Aschenkrug hinab in stille Ruh.
 Seliger walltest du
 Mitten in des Orkus Nächten,
 Winkte da, mit ihrer holden Rechten,
 Eine Grazie dir zu.

Zwoo Stimmen:

Beide:

O! die Liebe wird sie finden,
 Wenn mit Priesterlichen Binden
 Sich ein falsches Mädchen schmückt.
 1 O! es muß, in Opferkörben,
 Ihr die Rose sich entfärben;
 2 Milch und Honig, in den Körben,
 Wie des Mädchens Herz verderben;

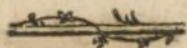
Beide:

Und die Ungetreue sterben,
 Ehe sie den Hahn erblickt!

Alle:

Himmlische Venus! weyhe das Chor
 Deiner Priesterinnen;
 Und ihr Huldgöttinnen!
 Zürnet nicht, daß Eine sich verloh.

Stimme



Himmliche Venus! weyhe das Chor,
Deine Rache zu wenden,
Kommen wir mit reinen Händen,
Schauen wir mit keuschen Blicken empor.
Himmliche Venus! weyhe das Chor.“

Die Mädchen opferten auf dem Rasen-Altar;
und verliessen traurig, aber voll Zutrauen gegen
einander, den alten Hahn ihrer Göttin.

9.

Zulezt will ich noch erzählen, was Charmis
des that, um seinen Schülerinnen auch den Tod
zu erleichtern.

Ludora, die Schwester der zärtlichen Theone,
wurde krank, und lag ohne Hofnung. Als
sie fühlte, daß sie sterben würde, ließ Charmis
des um sie herum die Wände mit Rosen- und
Myrten-Kränzen behängen. Die Priesterinnen
kamen in ihrem besten Schmuck; eine davon
setzte sich neben das Lager der guten Ludora;
und die übrigen standen, Arm in Arm geschlun-
gen, wie die Bildsäulen der Grazien. Erst
umarmten sie sich, bey dem entfernten Klang'
einiger leisen Flöten; darauf stimmte die, welche
neben dem Lager saß, ein Lied an, und die übrige
antworteten.

„Eine Stimme:

Holde Mädchen! Eure Lieder
Bringt kein Rosenfest mir wieder:

H. B. Istes St.

B

Singt



Singt mir den Gesang der Ruh,
 Mählich wird dies Auge trübe:
 Dann gesellt ein Wink der Liebe
 Mich den guten Göttern zu.

Chor:

Ein Maytag war dein Leben:
 Du pflücktest Rosen ab,
 Sie den Gespielen hinzugeben;
 Und küssende Rosen umblühen dein Grab.

Eine Stimme:

Ihr, der Unschuld Führerinnen!
 Ihr getreuen Huldgöttinnen!
 Laßt in eurem Myrtenhahn
 Mich den kurzen Lauf vollenden;
 Laßt mich hier, mit kalten Händen,
 Sterbend euch den Gürtel weyhn.

Chor:

Sie haben dich gesehen;
 Sie schmückten deinen Lauf
 Mit Blumen, welche nie vergehen;
 Und nehmen die Kränze des Todes auf.

Eine Stimme:

Ruhig sey die letzte Zähre,
 Lieblichlächelnde Cythere!
 Wie der Hirtin Seufzer ist,

Wenn

Wenn die Abendwolken dämmern,
 Und von überzählten Lämmern
 Sie das kleinste Lamm vermisst.

Chor:

Der Himmel sieht die Thräne;
 Wird stille Melodie;
 Und Venus Anadyomene
 Verwandelt in liebliches Lächeln sie.

Eine Stimme:

Dort, an jenen schwarzen Flüssen,
 Folg' ich, in den Finsternissen,
 Unschuld meines Lebens! dir,
 Jene schreckenden Gesichter,
 Und die Stimme jener Richter
 Sagen nichts, als Bonne, mir.

Chor:

Es hat den Todesbecher
 Die Tugend angelacht;
 Und da verstummten ihre Rächer;
 Da sandte sie Strahlen in tiefe Nacht.

Eine Stimme:

Hört! vom dunklen Ufer hallten
 Schon die Ehre. Seht! Gestalten,
 Schöner als die Sterblichkeit!
 O mit eurem ganzen Segen,

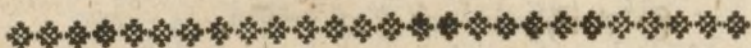


Schwestern! bringt es mir entgegen,
Jenes lichte Frühlingskleid.

Chor:

Da sterben ihre Wangen:
Nun ist ihr holder Geist
In Blumenfelder hingegangen,
Wo sie den unsterblichen Frühling preist.“

Die Mädchen umarmten sich noch einmal;
und ihre gelassenen Thränen, in diesem Augen-
blicke, zeugten von ihrem Lehrer Charmides.



II.

Die Nachtfeyer der Venus.

Eine Kantate

Nach dem Lateinischen des jüngern Catullus.

Cras amet, qui nunquam amavit, quique
amavit, cras amet!

Morgen liebe, wer die Liebe

Nie gekannt!

Morgen liebe, wer die Liebe

Schon empfand!

Unter hellen Melodien
Ist der junge May erwacht.

Seht,

Seht, wie seine Schläfe glühen,
 Wie ihm Wang' und Auge lacht!
 Ueber fräutervollen Rasen,
 Ueber Haynen schwebet er.
 Kleine laue Weste blasen
 Wohlgerüche vor ihm her.
 Segenvolle Wolken streuen
 Warme Tropfen auf die Flur,
 Geben Nahrung und Gedeihen
 Jedem Kinde der Natur.

Morgen liebe, wer die Liebe
 Nie gekannt! ic.

Lieb' und Gegenliebe paaret
 Dieses Gottes Freundlichkeit;
 Und sein Süßestes versparet
 Jedes Thier auf diese Zeit.
 Wenn das Laub ihr Nest beschattet,
 Paaren alle Vögel sich:
 Was da lebet, das begattet
 Um die Zeit der Blüthe sich.

Morgen liebe, wer die Liebe
 Nie gekannt! ic.

Schauet! freudiger und röther
 Bricht des Tages Morgen an,
 Als im Anbeginn, da Aether
 Mutter Tellus lieb gewann,



Und ihr Schoos von ihrem Gatten
 Floren und den Lenz empfiehg,
 Und des ersten Haynes Schatten
 Um die Neugebohrnen hieng.

Morgen liebe, wer die Liebe
 Nie gekannt! ic.

Als der erste Frühling blühte,
 Wand aus stiller Wasserflut,
 Wand sich Venus Aphrodite, (*)
 Cälus allerreinstes Blut,
 Langsam aus des silbergrauen
 Oceans geheimen Schoos,
 Angestaunet von den blauen
 Wasserungeheuern, los!

Morgen liebe, wer die Liebe
 Nie gekannt! ic.

Morgen ist Dionens Feyer:
 Stimmet an den Beyhgesang!
 Töne drein, gewölbte Leyer!
 Hall' am Felsen, Wiederklang!
 Morgen bringen ihre Tauben
 Sie herab in unsern Hayn.
 Morgen unter Mirtenlauben
 Ladet sie zum Tanz uns ein.

Morgen

(*) Venus Aphrodite, oder die aus dem Schaum des Meers gebohrne Venus, wird in diesem Gesänge auch Dione, Cytherea, Venus Amathusia, Cypris, und Erycina genannt.

Morgen von erhabnem Throne
 Winket uns ihr Richterstab,
 Und sie spricht samt ihrem Sohne
 Unverleßlich Recht herab,

Morgen liebe, wer die Liebe
 Nie gekannt! &c.

Eilt, den Thron ihr zu erheben,
 Thut der Königin Gebot!
 Flora soll ihn überweben
 Golden, blau und purpurroth.
 Spend', o Flora, jede Blume,
 Die im bunten Enna (*) lacht,
 Flora, zu Dionens Ruhme
 Spende deine ganze Pracht!

Morgen liebe, wer die Liebe
 Nie gekannt! &c.

Mit siegprangendem Geleite
 Werden wir ihr huldigen
 Sizen werden ihr zur Seite
 Amor und die Grazien.
 Alle Nymphen sind geladen,
 Von den Wiesen, aus dem Hayn;
 Wassermädchen, Dreaden,
 Werden hier beyammen seyn.

B 4

Alle

(*) Das Thal Enna in Sicilien trug zu allen Jahreszeiten
 Blumen. Proserpine pflückte hier Blumen, als sie
 vom Pluto entführt ward.



Alle sind herbey gerufen
Vor Dionens Angesicht,
Mitzufügen, um die Stufen
Ihres Thrones, zu Gericht.

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie gekannt! &c.

Schon durchwallt die frohen Hayne
Cythereens Nymphenschaar.
Amor flattert mit; doch keine
Raht sich ihm und der Gefahr.
Nymphen, die sein Köcher schreckte,
Wißt ihr nicht, was ihm geschehn?
Daß er heut die Waffen streckte,
Daß er heut muß wehrlos gehn?
Unverbrüchliche Gesetze
Wollen, daß sein Bogen heut
Keiner Nymphe Brust verlezte.
Aber, Nymphen, scheut, o! scheut
Ihn auch nackt! er überlistet,
Er verlezet euch Mädchen doch:
Denn den Waffenlosen rüstet
Seine ganze Schönheit noch.

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie gekannt! &c.

Nymphen, rein, wie du, an Sitte,
Sendet, keusche Delia, (*)

(*) Diana.

Sendet

Sendet dir mit dieser Bitte
 Venus Amathusia:
 Morgen triefe dies Gesträuche
 Von des Wildes Blute nicht!
 Deines Hornes Klang verscheuche
 Dieses Hayns Gefieder nicht!
 Selber wäre sie erschienen,
 Selber hätte sie gefleht:
 Doch sie scheute deiner Mienen,
 Deines Ernstes Majestät.
 Weich' aus unserm Feyerhayne!
 Venus Amathusia
 Walle morgen hier alleine!
 Weich', o keusche Delia!

Morgen liebe, wer die Liebe
 Nie gekannt! ic.

Dich auch lüde sie zur Feyer,
 Dich auch lüde Cypris ein:
 Ziemt' es dir nur ohne Schleier,
 Jungfrau, uns so nah zu seyn;
 Dürftest du nur Jubel hören,
 Und drey wache Nächte lang,
 Unter wonnetrunken Chören,
 Pauckenton und Zymbelklang;
 Uns mit flügelschnellen Schritten
 Tanzen, uns die Nymphen drehn,
 Uns auf Moos in grünen Hütten,
 Matt vom Taumel, sinken sehn.



Auch den Helden, (*) der am Indus
 Auf berühmten Pardeln ritt,
 Ceres, und den Gott des Pindus,
 Und Pomonen lud sie mit.

Morgen liebe, wer die Liebe
 Nie gekannt! &c.

Ha! schon naht der Tag der Feyer.

Auf! beginnt den Lobgesang!
 Töne drein, geweihte Leyer!
 Hall' am Felsen, Wiederklang!
 Erycinens Hauch durchdringet
 Bis zur Gränze der Natur,
 Wo die letzte Sphäre klinget,
 Alle Pulse der Natur.
 Sie befruchtet Land und Meere,
 Sie das weite Lustrevier;
 Wie sie zeug' und wie gebäre,
 Weiß die Kreatur von ihr.

Morgen liebe, wer die Liebe
 Nie gekannt! &c.

Wie mit blinkendem Gesteine,
 Schmückt sie bräutlich unsre Welt:
 Streuet Blüthen auf die Hayne,
 Bunte Blumen auf das Feld.
 Sie enthüllt die Anemonen,
 Schließt den goldnen Krokos auf.

Setzet

(*) Bacchus.

Setzet die azurnen Kronen
 Wankenden Cyanen (*) auf;
 Den Páonien entfaltet
 Sie das purpurne Gewand;
 Manche Sommerrose spaltet
 Schon im Maymond ihre Hand:
 Mit dem Ichor (***) ihrer Wunde
 Ward ihr Silberblatt getränkt;
 Dem aus Dionens Munde
 Hat ihr den Geruch geschenkt.

Morgen liebe, wer die Liebe
 Nie gekannt! 2c.

Liebe segnet die Gefilde,
 Und beseliget den Hayn:
 Liebe stößt dem rauhen Wilde
 Bonnigliche Regung ein.
 Gatten um die Gatten hüpfen
 Rüstig durch den Wiesengrund:
 Aphroditens Hände knüpfen
 Ihren süßen Liebesbund.
 Denn bedienet von den Horen, (***)
 Hat sie ihr allmächtig Kind,
 Hat sie Amorn hier gebohren,
 Dem wir alle dankbar sind.

Morgen

(*) Kornblumen.

(**) Ichor, der blutähnliche Saft in den Adern der Götter;

(***) Göttinnen der Jahreszeiten, welche die Juno erzogen hatte.



Morgen liebe, wer die Liebe
Nie gekannt! ic.

Sie entriß Anchisens Laren (*)
Dem entflammten Iliou;
Sie des Oceans Gefahren
Den verfolgten frommen Sohn.
Sie wars, die die Hand Aeneens
Und Laviniens verband;
Und die keusche Zone Rheens (**)
Löste sie durch Navors Hand.
Sie vermählte Romuls Diener,
Halb durch List, und halb durch Macht,
Mit den Töchtern der Sabiner.
Aus den Küssen erster Nacht
Keimten glänzende Geschlechter
Mit der Zeiten Wechsellauf,
Patrioten und Verächter
Ihres Todes keimten auf.

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie gekannt! ic.

Schall', o Mangesang, erschalle!
Schalle, Cypriis Hochgesang!
Hört ihr? singen ihr nicht alle
Fluren, alle Wälder Dank?

Von

(*) Hausgötter.

(*) Rhea Sylvia, Mutter des Romulus.

Von dem Anger tönt das laute
 Lustgebrüll der Heerden ihr;
 Aus dem hohen Haidekraute
 Zirpen tausend Grillen ihr.
 Ihr nur schnattert das Gefieder
 Auf den Teichen Dank empor;
 Und der edlern Vögel Lieder
 Sind ein Opfer ihrem Ohr.
 Horcht! es wirbelt Philomele
 Tief aus Pappelweiden drein.
 Liebe seufzet ihre Kehle,
 Jammer kan es nicht mehr seyn.
 Nicht um Tereus Grausamkeiten
 Härt sich Prognens Schwester mehr. (*)
 Soll ich nicht ihr Lied begleiten?
 Fühl' ich keinen Frühling mehr?
 Phöbus, sang ich nicht dem Mayen,
 Säng' ich nicht, o Liebe, dir,
 Würde nimm mir verzeihen,
 Stimm' und Laute nahm' er mir.
 Drum so werde, wann die Schwalbe
 Singend ihre Wohnung baut,
 Liedchen, werde, wie die Schwalbe,
 Nach der Winterstille laut!

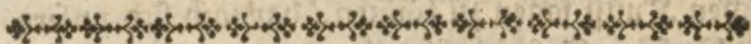
Morgen

(*) Philomele, welcher Tereus, der Gemahl der Progne, Gewalt angethan und die Zunge abgeschnitten hatte, ward in eine Nachtigall verwandelt.



Morgen liebe, wer die Liebe
 Nie gekannt!
 Morgen liebe, wer die Liebe
 Schon empfand.

B—r.



III.

Beiträge zur Geschichte der Menschheit.

aus den

Annalen der Teutschen.

An den Leser.

Das Eigene unserer teutschen Staatsverfassung hat manche von den teutschen Geschichtschreibern verleitet, die Grundlinien ihres Werks aus dem Ursprung und Fortgang der teutschen regierenden Häuser zu ziehen.

Anderer verwebten unsere vaterländische Geschichte in die Geschichte der teutschen Könige und Kayser.

Anderer bekümmerten sich vornemlich um die jedesmalige öffentliche Verfassung, und verzeichneten ihre teutsche Geschichte in ein Gemälde von den wichtigsten Staatsveränderungen des teutschen Reichs.

Es

Es ist dormalen unsere Absicht nicht, das Ideal einer teutschen Geschichte zu entwerfen, um davon einen Maasstab zu haben, das Verdienst und den Werth unserer bisherigen Geschichtschreiber zu bestimmen, oder um Regeln davon abzuziehen, und etwas von der historischen Kunst sagen zu können, darnach sich unsere zukünftige Geschichtschreiber bilden sollten. Ein so grosses Ansehen man sich mit dergleichen Arbeiten geben kan, so möchte ich mich doch aus gewissen guten Ursachen weder zum Richter noch Gesetzgeber dieser Art aufwerfen, bevor ich nicht vorhero selbst eine Probe geliefert hätte, an welcher ich die Möglichkeit und den Werth meiner Kunst erwiesen haben würde und augenscheinlich erweisen könnte.

Man kan auch unsern bisherigen teutschen Geschichtschreibern, sie mögen nun dieses weite, mit so vielerley Dingen angefüllte Feld von dieser oder jener Ecke aus unter einen einzigen Augenpunkt gebracht haben, wenn sie anders das ihnen von ihrer Seite in das Auge gefallene Bild wohl aufgefaßt, ihren verdienten Werth nicht abspreschen. So lang es noch so mancherley Absichten und Ursachen zum Lesen giebt, so mögen auch immer mancherley Schriftsteller seyn, so mag auch jeder von ihnen seine Leser finden und Nutzen stiften!

Aber eben darum muß ich mich wundern, daß noch keiner auf den Einfall gerathen, auch einmal die Bedürfnisse in ihrer Beziehung auf
das



Das Eigenthum, und die beyden hieraus unvermeidlichen Uebel mit allen ihren guten und schlimmen Folgen, den Reichthum und die Armuth — zu einer solchen herrschenden Idee in dem Plan einer teutschen Geschichte zu machen; ich meyne, Bedürfnisse, Eigenthum, Reichthum und Armuth mit allen ihren abgewechselten erstaunlichen Revolutionen, so sie in dem ökonomischen und politischen Zustand der Nation von Zeit zu Zeit wirklich hervorgebracht haben — in einem getreuen historischen fortgehenden Gemählde darzustellen. Bedürfnisse, Eigenthum, Reichthum und Armuth, sind von je her die allgewaltigen Ursachen von der unaufhörlichen Ebbe und Fluth in dem gesellschaftlichen Leben; von je her die geheimen aber wahren, eigentlichen und benähe die einzigen Triebfedern aller Arbeit und mühsamen Bemühungen einzelner Menschen; von je her die mächtigen Beweggründe von allem, was unter dem Monde, in den hohen Palästen sowohl als in den niedrigsten Hütten vorgeht, — gewesen, und werden es, aller Wahrscheinlichkeit nach, auch noch hinführo bleiben.

Man denke nur einen Augenblick an alle die mannichfaltigen und abwechselnden Verwandlungen, welche die Menschheit von je her durch diese Dinge erlitten, und erleiden müssen; man überlege alle die heilsamen oder schädlichen, vernünftigen oder unvernünftigen, aber immer gleichmächtigen Vorurtheile, so von Zeit zu Zeit auf eine immer abwechselnde Weise durch sie in
die



die menschliche Gesellschaft gebracht worden sind; man nehme damit in die Rechnung allen den Einfluß, welchen sie auf den jedesmaligen Grad der Barbarey oder Cultur — und also auf den Fortgang oder Rückfall der Menschheit selbst, und deren Beredlung oder Verschlimmerung wirklich gehabt haben: und nun urtheile man, was von einem fortgehenden historischen Gemählde der Menschheit dieser Art, auf den Grund der Geschichte Deutschlands aufgetragen, von einem historischen Gemählde, in welches Bedürfnisse, Eigenthum, Reichthum und Armuth mit allen diesen ihren allgewaltigen Wirkungen von einer Meisterhand gezeichnet und ausgeführt wären, zu erwarten stünde?

So wenig der Verfasser der folgenden Blätter sich gegenwärtig im Stande zu seyn fühlt, ein Meisterstück von einer Geschichte dieser Art liefern zu können: so groß ist seine Begierde, nur wenigstens einen Versuch zu wagen. Er kan solchen selbst für nichts weiter als für eine blosser Skizze, die sich allein durch ihre Neuheit empfehlen soll, ausgeben. Geduld und Nachsicht ist alles, was man für dergleichen Arbeiten verlangen, und nicht mehr, als was man von billigen Lesern hoffen kan.



Erste Periode von dem alten Teutschland.

Erster Abschnitt von den Bedürfnissen, dem Eigenthum, dem Reichthum und der Armuth in dem alten Teutschland.

I.

Von dem alten Teutschland überhaupt.

Zeit und Ort muß bestimmen, was wir hier unter dem alten Teutschland verstehen. Es war einmal eine Zeit in dem nördlichen Europa, wo die Geographen keine weitere Abtheilung davon zu machen wußten, als welche die Verschiedenheit der Sprache der Menschen auf die natürlichste Art in dem Menschen-Geschlechte selbst macht. Der ganze Strich Landes also, worinn einerley Sprache, und diese die alte teutsche war, hieß auch bey den urältesten Erd- und Geschichtschreibern mit dem eigentlichsten Namen, und in der eigentlichsten Bedeutung, die er in der Folge einmal verlohren und nie wieder erhalten hat, **Teutschland**. Dieses Teutschland begriff den Strich Landes, der zwischen der Ostsee und der Donau, von dem Rhein an bis über die Elbe hinaus gegen Osten gelegen war.

Alt

Alt und neu sind Abtheilungen in der Reihe der Zeitalter, welche von der darinn lebenden und auf einander folgenden Menschheit und durch die grossen Revolutionen, so von Zeit zu Zeit über sie ergehen und schon ergangen sind, gemacht werden, und diesernach haben wir Ursache, Germanien bis an das sechste Jahrhundert und an die grosse Revolution hin, welche um diese Zeit die teutsche Nation betroffen, — das alte Teutschland zu nennen.

Es ist unmöglich, die Dauer dieser ersten Periode zu bestimmen, weil ihr Anfang Fabelwerk ist, und sich in einer gänzlichen Ungewißheit verliert. Daß Teutschland, diese zwischen dem Rhein und der Elbe von der Natur aufgeschossenen Wälder, durch eine von einer benachbarten Nation abgerissene und dahin gezogene Colonie bevölkert worden sey, läßt sich aus der allgemeinen Theorie von der stückweise fortgegangenen Bevölkerung des Erdbodens begreiflich machen, und schon der Name läßt eine dergleichen geschehene Sache vermuthen. (*) Aber den Anfang
 C 2 dieser

(*) Der älteste Name unserer Nation, wozu erst in neuern Zeiten, nach dem ausdrücklichen Zeugnis des Tacitus in seinem 2ten Cap. der Name Germanier zufälliger Weise gekommen, war unser heutiges Tags noch gewöhnliche Name der Teutschen, welchen die Römer in Theatrali latinisirten. Man hat mehrere Modifikationen von diesem ähnlichen Wort in allen altteutschen Dialecten, welche



dieser geschehenen Bevölkering Teutschlands können wir unmöglich bestimmen, weil schon bey dem Anfang der teutschen Geschichte in den alten Sagen der Teutschen selbst keine Spur mehr davon anzutreffen war. Die Nation besang also, da sie einmal ihre Geschichte verlohren hatte, ihren ersten Stammvater als einen Gott, der, als der erste, von seines gleichen nicht herkommen konnte, und nun, (vermöge eines Schlusses, der dem guten groben Menschenverstande eines noch rohen Volkes ganz angemessen zu seyn scheint) auf eine eben so unbegreifliche Art, als ihre dicken hohen Eichbäume, die vor dem Anfang der Menschen aus der Erde hervor gewachsen und aufgeschossen wären — diesennach unter dem Monde eben so wenig irgend anders woher, als aus der Erde einmal entstanden seyn mußte. Denjenigen Philosophen möchte ich kennen, der die auf diese Art über ihre Abkunft philosophirenden, und von

che die Begriffe von einem durch Gesetze und Rechte geordneten Haufen Menschen, zu dessen Unterscheidung man vormals einen Trupp beyammen laufender Thiere mit dem eigenen Wort *Folk* bezeichnete, --- und natürlicher Weise auch die Begriffe von einem Anführer, Erhalter, Regenten und König dieser auf solche Art beyammen ziehenden und wohnenden Menge Menschen und von ihrer des gemeinen Bestes wegen gehaltenen National-Versammlung ausdrücken. Die ganze Familie dieser mit einander verwandten Wörter stamant von einem alten

von der Geschichte und einer nähern göttlichen Nachricht hülflos gelassenen alten Deutschen ihres Irrthums überführt, und diesen armen Leuten über diese in der Geschichte damals vorhanden gewesene Lücke mit den Schlußketten seiner Philosophie die Brücke zu der Wahrheit gemacht haben würde, wenn er gerade ihr Zeitgenosse gewesen wäre.

Tacitus hingegen, der aus der Geschichte seiner Nation wußte, daß Italien durch fremde Colonien bevölkert worden sey, und als ein aufgeklärter Römer sich über dergleichen fabelhafte Hypothesen der Alten hinweg setzte — und also um einen ganzen Schritt näher bey der Bestimmung der Abkunft einer Nation blos zwischen Eingebornen des Landes oder dahin gekommenen Fremdlingen zu wählen hatte, mußte, da einmal für die letztere die Geschichte nicht entschied, nun natürlicher Weise für die ersteren entscheiden.

C 3

ten längst abgestorbenen Stammwort her, welches teek, tehen hieß, an dessen Stelle unser neuteutsches ziehen mit seiner Descendenz getreten ist. Wer diese alte Familie genauer kennen lernen will, kan hievon nachlesen die historisch-genealogischen Betrachtungen des in dieser Art von Untersuchungen sehr verdienten Herrn von Enard, in seinem Commentar über das Salische Gesetz, S. 21. und Wachters alteutsches in lateinischer Sprache geschriebene Wörterbuch unter den Wörtern Theot; Theota; Diata; Theotiscus.



den. (*) Schon etwas genauer läßt sich das Ende der Periode bestimmen, weil es der merkwürdige Zeitpunkt ist, wo mit dem Umsturz des Römischen Kayserthums durch die Fränkischen Eroberer der römischen Provinzien und die ersten Beherrscher der teutschen Völkerschaften römische Begriffe, Gesetzverfassung, Politik, Religion und Cultur mit allen ihren damit verwandten Vorurtheilen auf teutschen Grund und Boden verpflanzt worden, und dadurch mit der teutschen Nation so gut als eine neue Schöpfung vorgegangen ist.

Von nun an hörte mit der alten teutschen Freyheit, und der darauf sich gründenden Verfassung das alte Teutschland auf, und es erfolgte eine nicht geringere Veränderung in den Bedürfnissen, dem Eigenthum, dem Reichthum und der Armut, mit welcher wir daher auch eine neue Periode in unserer Geschichte anfangen.

II. Von

(*) Allem Ansehen nach sind die Teutschen selbst die Eingebornen des Landes, und von keinen Fremdlingen, die von andern Völkern durch Einwanderungen und Reisen dahin hätten kommen können, vermischt; weil vormals alle Auswanderung nicht zu Lande, sondern zu Wasser geschahen: und das ungestüme weite Weltmeer selten von unserm Reich aus befahren wird — Dies ist alles, was Tacitus zur Verichtigung der unmittelbar darauf erzählten Fabeln der Teutschen von ihrer Anfunft voranzuschicken nöthig erachtet hat.



II.

Von den Quellen der ältesten Geschichte der Teutschen.



Von diesem alten Teutschland finden wir Nachrichten bey den römischen Geschichtschreibern, und unter diesen hat uns Cäsar die ersten, und ein Jahrhundert nach ihm Tacitus die weitläufigsten hinterlassen.

Gleichwie wir cultivirten Europäer gute Ursachen haben, von denen in ihrem uncultivirten Zustand und in ihrer eigenen Verfassung lebenden Amerikanern, seitdem sie uns zu ihrem Unglück bekannt geworden sind, etwas nähere und umständlichere Nachrichten aufzuzeichnen und zu lesen: so kan wohl Tacitus bey einem fast ganz ähnlichen Verhältniß eben dieselben Ursachen gehabt haben, seiner im höchsten Grad der Cultur damals gestandenen Nation die noch so rohe und ganz eigene Verfassung der alten Teutschen durch eine kurze Abschilderung bekannter zu machen.

Man muß zwar diesem Schriftsteller ungleich mehr Einsicht und einen viel stärkern Beobachtungs-Geist zugestehen, als je einer von allen denen Seefahrern, die uns von der Verfassung der Amerikaner näheren Unterricht haben geben wollen, in seinen Nachrichten gezeigt hat. Aber dennoch wird er von allen Fehlern, die er mit diesen gemein haben könnte, nicht leicht frey zu sprechen seyn.



Alle Nachrichten, die er von dem nördlichen Teutschland und den darinn gelegenen Völkerschaften giebt, hat er vom Hörensagen, weil wir gewiß wissen, daß er nicht selbst in diesen Gegenden gewesen ist: und ein denkender Leser seiner Zeit würde ihn nach hundert wesentlichen Umständen, die er entweder gar weggelassen oder bloß flüchtig berührt, zu fragen Ursache gehabt haben, die wir nunmehr, da uns die ganze Sache noch ungleich interessanter ist, durch schwankende Conjekturen errathen sollen.

Wenn man aber anders über ein so ehrwürdiges Denkmal des Alterthums noch weiter kritisiren darf, so bemerke ich an diesem sonst so vorzreflichen Schriftsteller noch zween ihm ganz eigene Fehler, über welche einer oft zuletzt ungeduldig werden muß, wenn er durch sie aller Anstrengung der Aufmerksamkeit ungeacht, ehe er es sich versteht, so oft in Labyrinth von Zweifel, Ungewißheit und Dunkelheiten, gerade bey den interessantesten Gegenständen, hineingezogen wird.

Seine allzu gedrungene Schreibart auf Unkosten der Deutlichkeit — ich getraue mir zwar nicht, da dieser Schriftsteller allen und jeden Geschichtschreibern durch das beynahе entschiedene Urtheil des Publikums zum Muster aufgestellt worden, — hierinn gerade zu widersprechen: doch möchten alle seine Nachahmer, bey denen der Fehler unerträglich und unverzeihlich werden dürfte, aus wohlmeynenden Absichten für ihre Leser und
für

für das Studium der Geschichte in den zukünftigen Jahrhunderten, dieses bedenklichen Umstandes wegen, zu erinnern seyn. Der andere Fehler scheint noch mehr Aufmerksamkeit zu verdienen.

Es ist natürlich, daß, wenn ich meinen Landesleuten ganz fremde Institute und Verfassungen, die ich bey einer andern Nation angetroffen habe und die ihr eigen sind, begreiflich machen und genau charakterisiren will, ich dieselbe mit so viel möglich correspondirenden Worten bis auf die kleinsten Umstände beschreiben muß, damit meinen Lesern dadurch eben dasselbe Bild, eben derselbe Begriff sogleich in die Gedanken komme, den die Nation hat, bey welcher die Sache angetroffen wird. Bediene ich mich aber solcher Kunstwörter und Ausdrücke, die in unserer Sprache von unsern Sitten, Instituten, Gesetzen und Verfassung her schon einmal mit ihrer eigenen bestimmten Bedeutung gestempelt sind, um damit das fremde Institut, weil es mit einem einheimischen einige Aehnlichkeit hat, zu bezeichnen; so werde ich, anstatt die Sache begreiflicher zu machen, eben darum unverständlicher; ich verfehle dadurch meine Absicht, und täusche den Leser.

Wenn ich es aufrichtig bekennen soll, so sind mir die Nachrichten des Tacitus in einigen Stellen von dieser Seite, je öfter und sorgfältiger ich meine Betrachtungen darüber angestellt, immer verdächtiger geworden. Wie viel römische Kunst-



wörter und mit dem ganz eigenen Gepräge der römischen Sitten, Verfassung und Gesetzgebung gestempelte Ausdrücke finden wir nicht bey diesem Schriftsteller in einer Abschilderung von dem alten Teutschland, da, wo er zwischen den römischen und teutschen Instituten zwar einige Aehnlichkeit gefunden, doch aber selbst dabey gestehen mußte, daß sie nicht einerley wären? Und doch sind diese kleine mannichfaltige charakterisirende Züge eben das, was wir gern ganz ausführlich wissen möchten. Man mag nun die Lektüre des Buchs anstellen, wie man will, so finden sich Schwierigkeiten, die mir unvermeidlich scheinen, die ich nicht zu heben weiß, und die mich immer verhindern, von der vorliegenden Sache den wahren, deutlichen Begriff zu bekommen, der mir weder Zweifel und Dunkelheit, noch viele daraus entstehende unauflösliche Fragen im Sinne zurück ließe. Hängt man zu gewissenhaft an den römischen Worten, wer ist dem Leser dafür Bürge, daß sich ihm nicht eine Menge falscher römischer Neben-Ideen unvermerkt zudringen sollten? Weicht man zu sehr von den Worten ab — so läuft man offenbar Gefahr, ein Spiel seiner eignen Einbildungskraft zu werden; und hat man einmal den Geschichtschreiber aus dem Gesichte verlohren, so ist es alsdenn einerley, wohin man in dem Labyrinth der Ideen und Möglichkeiten von ihr hingerissen wird. Der Roman kan immer gut und wahrscheinlich werden, nur hat er vergebliche Mühe gemacht, weil man Geschichte
und

und Wahrheit, und keine Erdichtung und Möglichkeit haben will.

Dies sind die Unvollkommenheiten, die ich bey diesem immer noch unschätzbaren Denkmal des Alterthums bemerkt habe. Weil es uns aber als die beynahe einzige Quelle der Nachrichten von den alten Teutschen, doch einmal unentbehrlich bleibt, und in dieser Betrachtung seiner übrigen guten Eigenschaften wegen vortreflich ist, so scheint nun alles auf gewisse Kunstgriffe anzukommen, um aus dieser oft so trübe laufenden Quelle einmal wie das andere die lautere Wahrheit zu schöpfen.

Es giebt zwar beynahe keinen andern römischen Schriftsteller, über welchen von den Gelehrten neuerer Zeiten so vieles wäre geschrieben worden; aber die meisten seiner bisherigen Commentatoren waren so unvorsichtig, in einen dem seinigen ähnlichen Fehler zu fallen; und das von ihm beschriebene alte Teutschland, das er schon mit seinen römischen Namen und Ausdrücken hie und da verwirrt zu haben scheint, mit ihren, aus dem neuern so sehr veränderten Zustand Teutschlands hergeholtten Erklärungen noch mehr zu verwirren und vollends zu verunstalten. Die Erklärungen der Ausleger sind also in manchen Stellen oft verdächtiger, als die Worte des Schriftstellers selbst.

Bei so bewandten Umständen scheint allerdings der Weg zur Wahrheit in diesem Felde der Geschichte von allen Seiten ziemlich verrammelt, und eben nicht so leicht zu finden zu seyn. Vielleicht



leicht verirrt man sich hierinn am wenigsten, wenn man sich die ganze Beschreibung des Tacitus von dem alten Teutschland, als eine alte Gruppe vorstellt, aus deren hervorstechenden ziemlich deutlichen und kenntbaren Hauptzügen das ganze dabei zum Grunde liegende System vorhero errathen, durchgedacht und ergänzt werden muß, ehe man im Stande ist, einen vollen und wahren Blick in das alte Teutschland zu thun, der sich nachgehends in lauter richtige, deutliche und, so viel möglich, vollständige Begriffe von der damaligen Verfassung auffassen läßt. Auf diese Art läuft man nicht Gefahr, über den Fehler des Schriftstellers in romanhafte Ausschweifungen zu verfallen, und behält immer zu viel Licht, um sich durch seine Ausleger verblenden zu lassen.

Unsere Leser finden hier einen von dieser Methode in der Erklärung des Tacitus gemachten Versuch, und in der bisherigen Rechtfertigung der Methode selbst die Ursache, warum wir hin und wieder in der Folge der Geschichte genöthiget seyn möchten, von dem alten Teutschland andere Beschreibungen zu geben, als seine Worte lauten; dasjenige weiter auszumahlen, wozu er blos die Hauptzüge entworfen hat; und von vielem nichts zu glauben, was uns sein Ausleger mit vielen Worten und mit weitläufiger Belesenheit aus hundert andern Schriftstellern, die weder zur Erklärung desselben noch zur Erläuterung des alten Teutschlands etwas dienen können, zu bereden suchen.

(Die Fortsetzung folgt)

IV.

IV.

Beurtheilung

des

Allmanach der deutschen Mufen

auf das Jahr 1773.

Leipzig, in der Schwickertschen Buchhandlung.

In 8vo.

mit dem Bildnisse des Herrn Wieland.

Der erste Theil dieses Allmanachs enthält, wie gewöhnlich, Poetische Neuigkeiten. Ueber einen ganzen Jahrgang von Critiken wieder Critiken zu machen: da wäre des Critisirens kein Ende! Alles, was wir zur Steuer der Wahrheit davon zu sagen schuldig sind, ist, daß den Urtheilen in diesem Allmanach überhaupt das Lob gebühre, daß sie viel richtiges in sich fassen; von manchem Buch' in der Kürze einen hinlänglichen Begriff geben; mehrentheils freymüthig, und in einem gelinden, oder doch anständig bescheidnen Tone geschrieben sind.

Wir eilen also zu den Gedichten, als der zweiten Hälfte des Allmanachs. Wir werden sie nach eben denen Gesetzen durchgehen, welche wir bey der Beurtheilung der Göttingischen Blumenlese beobachtet haben, und nur diejenigen davon berühren, wobey sich für unsre jungen Dichter etwas heilsames anmerken läßt.

Gleich das erste Gedicht: An Nerinen, zum neuen Jahre, verdient, unsren alltäglichen Leyerträgern vorgehalten zu werden. In sechzehn Versen, wie viel Erfindung! Ich will Sylbenmaaß und Reim wegnehmen, das Lied in die einfältigste Prosa übersetzen,



setzen, und kein Wort stehen lassen, dessen ich nicht zur Darstellung des Gedankens unumgänglich bedarf.

„Merine, sieh gen Himmel, und lächle diesem Tage. Dann rieselt das neue Leben still aus der Urne der Zeit hervor. Wir gehen mit Gesang das Ufer hinab, und zeichnen jede schöne Stelle mit einem Thyrsus. Zuweilen sehen wir nach den Stäben, und sind gleich bereit, weiter zu gehen, oder den letzten hinzustecken, indem für uns die Quelle versiegt.“

Ist der Gedanke nicht immer reich und schön? Hat das Lied einen einzigen Ausdruck, welcher jenen nicht erhöht und verstärkt? Uehnliche Versuche sollten unsere Sänger mit ihren eignen Arbeiten anstellen, und sich selber belehren, ob ihre Poesie Nahrung des Geistes, oder ein leertönender Schellenklang sey?

Mehr als Schellenklang, ist S. 12, das Gedicht: An den Barden Rhingulph. Wollte man aber manches rauschende Wort mit allem, was man schon in den Chören des Thor und Mannus gehört hat, davon absondern, und das Gerippe betrachten; wie viel neues bliebe uns übrig?

Aus eben der Ursache, warum das erste Lied mir gefällt, les' ich mit Vergnügen, S. 49, die Fichte und das Wintergrün. Die Fabel ist roh, aber simpel erzählt. Jeder Vers redet die Sprache der Natur.

Wie sehr der Barden-Gesang auf unfrem Parnasse zum Modegesang werde, beweist, S. 61, die Ode auf die Ankunft des Herrn Kammerpräsidenten Freyherrn von Behr zu Hannover. Albions Tympe läßt sich hören; ihr Lied ist so wenig auf den Bardenton gestimmt, daß sogar die Kamönen darinn vorkommen; und doch heißt es:

„Herauf ihr Barden! Spielet das hohe Lied
Auf Tuistons Ley'r.“

Hebri-

Uebrigens ist die Ode sehr wohlklingend, und hat einen raschen Gang des Verses.

S. 77. An Klopstock. Ein schöner, leicht sich entwickelnder Plan; und wohlverstandne Kunst in dem Mechanismus der Wiederholungen! Aber stehen die Namen der Gestorbnen, welche beklagt werden, nicht zu weit vom Anfang' entfernt; und fließen die Wiederholungen jedesmal aus dem Gefühl der Seele?

S. 91. An Minnas Geist. Nicht leicht werden wir einen Dichter finden, der nicht gewisse Lieblingswörter hätte, und diese muß man ihm, als sein eigenes Colorit, erlauben, so bald er mit eben dem Colorit verschiedene Gegenstände mahlt. Noch mehr: Es muß ihm vergönnt seyn, gewisse ganze Bilder mehr als einmal aufzustellen, wenn er die Bilder nur als bloße Verzierungen seiner Bühne ansieht, und uns auf der Bühne selbst immer neue Handlungen zeigt. So hat der Eine Wolken nöthig, worauf Engel und Heilige ruhen; der andre, Nacht und Mondenschein, zu Gesichtern; ein dritter, blumichte Lauben für die Spiele kleiner Götter. Aber auf eben denselben Wolken, in eben den mondbestrahlten Nächten, und bunten Lauben, müssen Engel, Gesichter, und kleine Götter nicht beständig eben dasselbe thun und sagen. Hierinn unterscheiden sich fast immer die Nachahmer von ihren Meistern. Colorit und Verzierungen sind ihnen die Hauptsache; Beyde nehmen sie von ihren Meistern an; werfen in jenes ein paar neue Schatten; setzen diese auf mancherley Art zusammen; und rühmen sich eines besondern Werks.

In eben angezeigtem Gedichte finden wir Engel, Harfenchöre, Sphären, Abendhayne, Schleyer, Himmelslauben u. s. w. Was aber ist die Geschichte des Gemähltes? Was geht auf der geschmückten Bühne vor? „Ein Dichter erzählt, wie er mit seiner
Minna



Minna im Schatten geruht, neben ihr in die Musik des Himmels ein Lied gesungen, am Abend das Concert der Vögel gehört, und sie am Ufer eines Bachs in seinen Armen gehalten habe. Sie starb. Nun bleibt des Mädchens Bild in seiner Seele. Für ihn keine Nachtigall, kein Blümchen! Er irrt in Wäldern, sinkt auf dürres Moos, klagt den Himmel an, und weint. Ueberall sieht er die Wangen der Geliebten, und hört ihre Stimme. Bald geht sie unter Blumen, und bald tanzet sie unter Geistern.“ Ist in allem diesem wohl ein einziger neuer Zug, Eine neue Wendung? Eben dasselbe sagen und thun alle dichterische Liebhaber auf einerley Art. Glückliche herausgebracht ist folgender Petrarchischer Gedanke:

„Du sitzest oft, erhöht zum Engelrange,
An meines Lagers Rand,
Und streichelst mir die bleichgehärmte Wange
Mit deiner weissen Hand;
Entrocknest mit dem Schleyer mir die Thräne,
Die meine Seele weint.“

Der Dichter schließt, in einer ziemlich bekannten Formel, mit dem Wunsche, nicht länger im Erdenstaube zu wallen; sondern im Himmel, bey seinem Mädchen zu seyn.

Ich habe nicht umsonst auf die Zergliederung dieses Liedes eine vorzügliche Sorgfalt gewendet. Von dem Verfasser desselben stehen im Almanach ein paar liebliche Lieder, in einem ganz andern Ton; und diese haben so viel Eigenthümliches, daß ich bedauern müßte, wenn ihr Dichter sein Genie verkannte.

S. 93. An den Herrn Regierungsrath Huber.
Ein schöner Plan; aber die letzten Strophen zu weitläufig; und daher allzu genutzte Gedanken! Es ist eine
eine

eine schwere Kunst, alles überflüssige wegzuschaffen; jedoch ihr Lohn ist das Vergnügen, zu gefallen. Wie gefällig das kleine, spielende Lied eines Vogelstellers, S. III., worinn auch kein Wörtchen müßig dasteht! In seiner tändelnden Einfalt, gleicht es dem Morgenpuße der jüngsten Grazie.

S. III. Maylied. Lachend und leicht! Helle Farben, annehmlich hingeworfen! Nach und nach belebt der Dichter seine Scene. Des Kirschbaums Wipfel säuseln; der Apfelbaum nickt; Bienen summen; darauf tönt im tiefen Gewölke von Blüthen die Kehle der Nachtigall. Zuletzt ein schlummernder Jüngling, am Busen seiner Gattin! Der Jüngling erwacht, und wandelt mit ihr durch den Garten,

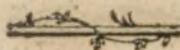
Wo die Sonne,
Wo der blaue Himmel
Durch die röthlichen Blüthen bebt.

— — —
Ihre Herzen
Tanzen nach den Fugen,
Die der schmelzende Vogel tönt.

Bis hieher entzückt mich das Lied; aber nun, da es kaum Morgen geworden, und der Jüngling kaum erwacht ist; ruft unser Dichter den Abend wieder. Ich weiß nicht, ob das Gefühl meiner Leser hierinn mit dem meinigen übereinstimmt. Von der Nachtigall zum schönsten Frühlingmorgen geweckt, fühl' ich mich neu geboren; die Sonne zwischen den Blüthen gefällt mir; ich wünsche sie länger zu betrachten. Voll von dem Leben der Natur um mich her, kan mir unmöglich Hesperus auf einmal willkommen seyn; wenn er noch so freundlich mich ansah; und tönten

II. B. 1stes St. D fogar





fogar Nachtigallen unter ihm fröhlichen Braut-
gesang.

Zweytes Maylied, von eben dem Verfasser, S.
121. Bey der süßesten Farbenmischung, hat dieser
Frühlingsfänger die Kunst gelernt, mit ein paar Stri-
chen ein ganzes Gemählde vor uns zu stellen. So
die Verse:

„Nenget Lieder ins Getöne,
Das die Morgenglocke tönt;
Ins Geschwirr der Espenblätter,
Und erweckt den Wiederklang.“

Welch eine vollstimmige ländliche Musik! Eben so;
auffer daß ich über die Drommete mit mir selber
nicht einig bin:

„Küsse, wenn des Hahns Drommete
Das umbüschte Dörschen weckt,
Küsse, wenn die Abendröthe
Jeden Baum mit Purpur deckt.“

Und wie das Lied so reizend ausgeht! Mädchen kom-
men aus der Stadt; die sollen mit Kirschblüthen-
zweigen ihre grünen Sonnenhüte schmücken, und
tanzen.

„Gauckelt in der Kirschenblüthe,
Sephyrn, eure Flügel matt,
Haucht auf ihre Sonnenhüte
Manches weiße Blüthenblatt.“

Würde man bey diesen beyden Gedichten auf eben
den Dichter rathen, welcher oben Minnas Geist
besang?

Als ein Muster einer natürlichen Sprache, kan ich das hiernechst folgende Lied an die Lämmer der Galathee anpreisen. In Absicht der Wendungen, der Stellung der Wörter, und des durch den abgemessnen Klang des Verses auf jede Sylbe richtig zu legenden Tons, ist für den Versificateur viel darinn zu studieren. Schade, daß in einem sonst so vollkommenen Stücke die einzige übelklingende Zeile steht!

„Auch ich gieng jüngst zu ihr hinab.“

Was für eine wahre, der Naivetät des Ganzen getreue Harmonie in allen übrigen! Von Anfang bis zu Ende, das gefährliche Mädchen, die unschuldigen, nichts besorgenden Lämmer, die ein Hirte vor dem Mädchen warnt; und überall Ton, Ausdruck, Fall des Verses mit den Gedanken übereinstreffend!

„Nehmt nichts aus ihrer Zauberhand,
Ihr kennt nicht die Gefahr;
Wohlthätig, schmeichelnd ist sie zwar,
Doch reicht sie Leiden und Gefahr
Mit Blümchen, diese Hand.

Wißt, läget ihr auch heute froh,
Auf ihrem Schoosse da,
Daß sie oft Lämmer sterben sah,
Die lagen auch vor kurzem da.
So sind die Mädchen, so!

S. 126. Lied eines Russischen Officiers, bey Eröffnung des Feldzuges gegen die Türken.

Herausforderungslied. S. 128.

Ob es einem Dichter, auch von der besten Anlage, zu rathen sey, die so tief aus vollem Herzen, im Geiste



ste der Nation, herausgesungenen, oder vielmehr sich losgerissenen Lieder des Preussischen Grenadiers nachzuahmen, daran zweifl' ich sehr. Immer wird es Nachahmung bleiben. Auch in Russischer Tracht, mit veränderter Religion, und angenommenen ausländischen Costume, verrathen einige Hauptzüge dem Auge des Kenners noch den deutschen Grenadier. Unlage kan man dem Verfasser der eben genannten Lieder nicht absprechen; aber durch und durch erkennt man den Nachhall des Preussischen Gesangs.

In dem ersten Gedichte hatt' ich dem Gotte der Schlacht keinen Thron gegeben. Amors Klage über seinen zum Varden gewordenen Sängler, ist ein Auswuchs, der weder mit dem vorhergehenden, noch mit dem nachfolgenden etwas zu thun hat. In den Versen:

„Doch, Engel Niklas, unser Schutz,
Der längst gen Himmel stieg,“

find' ich einen Comischen Ton.

„Der Wintervogel spükt nicht mehr
Vom Glockenwollen Thurm!“

ist in der Denkungsart des gemeinen Manns; aber contrastiert es genug mit dem folgenden:

„Der Sommer schafft uns freye Bahn,
Und Lorbeern auf das Haupt!“

Schön ist das Ende des zweyten Liedes:

„Komm, Janitschar! dein Heldengroß
Schallt und zerbricht, wie Glas!
Die Sultans stürzen kanst du wohl;
Uns stürzen, kanst du das?“

Wie

Wie aber war es dem Sammler dieser Gedichte möglich, das ungesittete, faunenmäßige, von allem Poetischen Werth' und allem Wis' entblößte Ding, S. 133. einzurücken, und durch diesen groben Scherz eines in keiner anständigen Gesellschaft zu duldbenden Menschen seinem Almanach muthwillig den Zugang zu der feineren Welt und zu dem ganzen schönen Geschlechte zu versperrern? Durch den blossen Titel, des Gedichts glaubten wir schon unser Journal zu verunreinigen. Warum ließ man den Verfasser desselben nicht, wie Herr Cleanth in der Musarion, ganz leif und auf den Zeh'n, aus seinem Stall in eine Tonne kriechen? Denn der

verschwand, und ward nicht mehr gesehn!

S. 138. Der Staatsminister und sein Kutscher. Ich halt' es für unbillig, dem erzählenden Dichter vorzuschreiben, wie er erzählen soll. Weiß er zu machen, daß man ihm gern zuhöre; so ist es genug, und weiter kan man nichts von ihm fordern. Man gebe nur auf die Erzähler in der Gesellschaft Achtung. Des Einen Vortrag ist kurz und naiv; des andern seiner umständlich und mit scherzhaften Einfällen durchweht; und oft würde man schwerlich bestimmen können, welcher von beyden am mehrsten gefalle. Wer die Gabe zu belustigen hat, folge seinem Genie, und lache über den frostigen Critiker.

Gegenwärtige Fabel ist kurz gefaßt, und vortreflich dialogiert. Herr Kästner hat sie auf eine andere Art vorgetragen, und meisterhaft. (*) Der erste fängt an:

„Ein Staatsminister starb, und kam
An keine gute Stelle;

D 3

Sein

(*) Vermischte Schriften von Abraham Gotthelf Kästner. Zweyter Theil. S. 200,



Sein Kutscher, kurz und dick und lahm,
 Sah ihn: — und Sie auch in der Hölle?
 Sie in der Hölle? — Gnädiger Herr!“
 u. s. w.

Hier ist man gleich mitten in der Geschichte. Herr Kästner hält sich bey interessanten Nebenumständen und Zusätzen auf.

„Ein Heil'ger selbst war ihm vom Vater her
 verwandt,
 Doch Arnolf kam nicht hin, wo er den Heil'
 gen fand.“

— — — —
 „Wo Baur und Excellenz der Thaten Lohn
 empfinden,
 Mußt' er, zum schlechten Trost, noch seinen
 Kutscher finden.“

So viel über den Vortrag beyder Fabeln! Was das Interesse derselben anlangt, so begeht der erste Dichter einen grossen Fehler, indem er nicht, wie letzterer, anzeigt: Der wegen seines Sohns verdamnte Vater sey von uralten adelichen Geschlecht, und seinem Geschlecht einen neuen Glanz zu geben, hab' er auf unrechtmäßige Weise den Sohn bereichert. Ohne diese Vorhersezung fällt der gröfste Theil des Comischen und die eigentliche Absicht der Erzählung weg. Der ahnenstolze Mann soll, zu seiner Demüthigung, hören, daß sein Kutscher der rechte Vater des Sohns, und also des Stammhalters der Familie sey.

Herr Kästner hatte, bey der ersten Vorlesung derselben, in der Göttingischen deutschen Gesellschaft, seine Fabel eben so geschlossen, wie der Erzähler im
 Alma-

Almanach; allein so natürlich auch, in dem Mund eines Kutschers, eine solche Antwort ist, so fand sie der Verfasser doch für den Druck nicht fein genug, und mit Recht. Sehr glücklich ist die von ihm gemachte Veränderung:

Du aber guter Hans, weswegen bist du hier?

„Herr, sprach der Kutscher drauf, der Sohn, der war von mir.“

Insonderheit gewinnt die Erzählung des letzteren durch ihren launichten Anhang:

„Die Fabel wird wohl nicht auf unsren Adel passen;

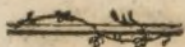
Denn der verdammt sich nicht, um Kinder reich zu lassen.“

S. 161. Die Nacht. Unsre Liedersänger dürfen nicht vergessen, daß der Plan ihres kleinsten Liedes keine Philosophie fordere, über welche sie desto behutsamer wachen müssen, je leichter selbige unter den Spielen der Einbildungskraft sich verirrt. Der mindeste Fehler dagegen stöhrt das Vergnügen des Lesers.

In dem Liebe, welches ich vor mir habe, sind die beyden ersten Verse müßig, oder vielmehr sie geben mir eine Erwartung, die nicht erfüllt wird.

„Gern verlaß ich diese Hütte,
Meiner Liebsten Aufenthalt.“

Was hat der Liebhaber in der Hütte gemacht? War sein Mädchen darin, oder nicht? Warum verläßt er sie gern? Warum wandelt er mit vergnügtem Schritte durch den Wald? Von allem diesem erfährt er nichts. Vielleicht braucht er die Hütte noch am



Ende? Auch nicht. Aber die Nacht ist schön, und darüber freut er sich. Also vergißt er sein Mädchen? Nichts weniger! „Tausend solcher Nächte ließ er dem Himmel für Eine, die sein Mädchen ihm verschönerte.“ Und doch kan er gern aus ihrer Hütte gehen? Hat er das Mädchen nicht gefunden; so war er in seiner Hofnung betrogen. Sah' er das Mädchen; so muß' er wider Willen sich von ihr trennen. Hätte sie wenigstens ihn auf den folgenden Tag vertröstet! — Aber das ist über zween Verse ein langer Commentar!

Sonst gefällt mir das Liedchen, wegen seines geschmeidigen Ausdrucks und seiner leichten Versification. Nur der ausgestorbne Wald ist zweydeutig. Man weiß noch nicht, daß es Nacht werden will, und könn' es vom Winter verstehen.

Bei dergleichen niedlichen Gedichten, muß man sich gewöhnen, auch auf Kleinigkeiten zu achten.

S. 164. Elegie auf einen Taubenschlag. Wenn die Göttin der Liebe jemals ein verlohrenes Täubchen beweint hat; so wäre dieser Elegieendichter würdig gewesen, ihre Thräne zu besingen. Venus selber kan nicht zärtlicher klagen, als hier das Mädchen klagt, indem es den verwüsteten Taubenschlag ansieht.

„Ach und Damons Täubchen! — Gestern kam
Es so freundlich zu mir hergeslogen,
Als die Eifersucht mit düsterm Gram
Meine Stirn' und Wangen überzogen! —
Grausam jagt' ich es hinweg, weil ich
Zornig war auf den, der es mir schenkte.
O vergieb mir, Täubchen, daß ich dich,
So wie meinen guten Schäfer, kränkte!

Um

Um Verzeihung flehen will ich ihn,
 Alle meine Fehler ihm bekennen,
 Seine Hand an meine Lippen ziehn,
 Meinen lieben trauten Freund ihn nennen!
 Wenn er dann noch grausam bleibt, will ich
 Ihm das liebe todte Täubchen zeigen;
 Weinen wird er, küssen wird er mich,
 Und vor Bangigkeit und Wehmuth schweigen.“

Wie fein, und zugleich wie wahr! Mit dieser rührenden Vorstellung mußte das Lied sich endigen. Das folgende Begräbniß im Hain ist etwas gewöhnliches, und die dabey geäußerte Trauer geht zu weit. Ein Mädchen, in dem Alter, worinn es mehr, als einen Vogel, lieben kan, wird ja nicht um ein Täubchen „jeden stillen Sommertag, mit dem Geliebten, heisse Thränen weinen!“

S. 182. An die Nachtigall. Wir haben der Verliebten genug gesehen und gehört, welche sich ein Grab wünschen, damit ihr zu Thränen bewegtes Mädchen es mit Rosen bestreue. In diesem Liede träumt ein Dichter, daß er gestorben sey; wärklich erscheint ihm die zuvor unerweichliche Schöne. Sie lehnt sich an sein Grabmahl, bricht eine Rose, u. s. w. Er fühlt also die Seligkeit, nach welcher andre vergebens seufzen. Auf einmal weckt ihn die Nachtigall.

„Was ruffst du mich, o Nachtigall,
 Zurück ins Leben voller Quaal
 Durch schmeichelhafte Lieder?
 Nun fühl' ich, harte Nachtigall!
 Den Stolz des Mädchens wieder.“

So ist der alte Gedanke neu und gefällig geworden.



S. 186. Das Glück der Unschuld. von Sr.
Sr. „Es mag —

Das Laster schnauben, freche Lästung zischen
Mit ihrem ganzen Natternheer,“

Uz: Indes in schauervollen Büschen
Voll ungetreuer Dunkelheit,
Die Nattern der Verläumdung zischen.

Sr. „Du deckest Unschuld, ihn mit deinem Schilde!“

Uz: Zu meinem Schutze flammt
Der Unschuld feurig Schild!

Sr. „Hinweggestrahlt von ihrem Sonnenglanze,
Sieht er vorbey sich jede Wolke ziehn.“

Uz: Es brüllt aus dicker Nacht
Der Donner unter mir, indes mir Titan lacht,
Und reine Lüfte mich umwehen. (*)

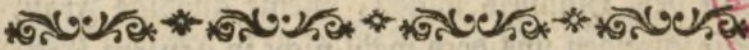
Sr. „Entflohn dem Menschenplager,
Dem Wollüstling und Geizhals, fliegt zu ihm
Der goldne Schlaf, und um sein friedlich Lager
Wacht eine Schaar von Seraphim.“

Wir haben eine Menge von Musesöhnen, welche dem Herrn Sr. gleichen. Wörtliche Nachahmungen und gemeine Moral durch einander geknetet; und dann Lorbeern verlangt! Diesen allen empfehl' ich das letzte Gedicht im Almanach. Sie mögen aber beher-

(*) S. in den Werken des Herrn Uz, die ruhige Unschuld.

beherzigen, daß, wenn auch der Calendermacher der Musen freundlicher mit ihnen umgeht, als er seinem Beruf nach es thun sollte, noch andre da sind, welche die Posten richtiger bestimmen, und ihnen anweisen, mit was für einer Post ihre Werke reisen müssen,

Zu welchem Gotte,
Der Musen — oder Papillotte ?



V.

Briefe an eine junge Dame.

Erster Brief.

Ich will meine Antwort auf Ihre Klagen über die zu ernsthaften Stücke im ersten Theile des deutschen Merkurs nur gerade zu mit dem Geständnisse anfangen, daß ich unter den strafbaren Verfassern derselben der ärgste Verbrecher bin. Denken Sie nur, meine gnädige Freundin, die unausstehlich langweilige Betrachtung über die Kunsttriebe, wovon Sie nicht einmal die Ueberschrift ganz verstanden haben, ist ein Beytrag von mir. Es wird Ihnen unbegreiflich vorkommen, wie ich, trotz aller an mir verschwendeten Politur, auf die unanständige Thorheit gerathen können, mit den sämtlichen Dekorationen der Pedanterey behangen, vor das Angesicht der verklärten Wesen aus der feineren Welt zu treten. Mir selbst geht es nunmehr eben so;
ich





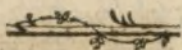
ich weiß keine Entschuldigung vorzubringen, und am wenigsten mag ich mich derjenigen bedienen, welche Sie, spottweise, mir, oder vielmehr den sämtlichen Verfassern der finstern Aufsätze im Merkur in den Mund legen. Sie sagen: „was für mich nicht interessant ist, kan es für andre in einem sehr hohen Grade seyn, und diesen zu gefallen, war ohne Zweifel das Erheblichste.“ Um des Himmels willen, meine gnädige Frau, Sie schreiben uns doch wohl nicht in ganzem Ernste solche Camaldulensische Gesinnungen zu? Ich erröthe bey dem blossen Gedanken der Möglichkeit. Fort in die Sonne des Diogenes mit dem ungesalbten und ungepuderten Monstro, das mit der Grille spuckt, einen besseren Ruhm zu erjagen, als den, dem schönsten Theile der Menschheit zu gefallen. Ganz allein die Damen sind es, von denen wir die Marque unsers Werths erhalten; er ist hoch oder gering, je nachdem wir zur Gesellschaft für sie taugen: dem ganz Unbrauchbaren gebührt nicht einmal der Titel eines Mannes.

Ben so ächten Grundsätzen konnte ich den Fehler, meine langweilige Betrachtung dem Merkur (der doch wohl mit seiner Pacotille am ersten bey den Gebieterinnen der Erde abtreten wird) mitzugeben, nur in einem solchen Augenblicke begehen, wo mein guter Genius mich ein wenig alleine gelassen hatte. Nun ist er wieder bey mir, meine schöne Freundin, und auf der Stelle sollen Sie den Beweis davon haben.

Ein

Ein dickes Buch von mehr als 600 Seiten liegt hier vor mir. Es ist eben die Reisebeschreibung, welche im I. Theil des Merkurs, S. 256. kurz, aber sehr richtig beurtheilt worden ist. (*) Ich stelle mir vor, das Werk gerieth Ihnen von ohngefähr in die Hände. Beym ersten Aufschlagen begegnete Ihnen gleich eine ausführliche Anatomie des Schiffes, worinn der Verfasser gereist; ein Verzeichniß der Meilen, der Grade, der Länge und der Breite, welche es jeden Tag durchlaufen; eine genaue Berechnung der günstigen und nicht günstigen Winde, in Brüchen; eine ausführliche Beschreibung der Klippen, Bänke und Küsten; Nachrichten, wie die Sonne geschienen, wie es geregnet, geblitzt, gedonnert, wie dick oder dünn der Nebel gewesen, von was Farbe und Gestalt die Wolken. — Hernach stießen Ihnen, wo Sie hinguckten, eine Menge nautischer Kunstwörter auf, eine Menge Namen von Thieren, Pflanzen und Gegenden, die Sie nie gehört (denn unser Reisender hat keinen Vogel über sich hinfliegen, und keinen Fisch vorbey schwimmen lassen, ohne die Begebenheit aufzuzeichnen); geographische, mathematische, medicinische, militärische und politische Bemerkun-

(*) Voyage à l'isle de France, à l'isle de Bourbon, au cap de bonne espérance &c. avec des observations nouvelles sur la nature & sur les hommes, par un officier du roi. A Amsterdam, et se trouve à Paris, chez Merlin, Libraire, rue de la Harpe, à St. Joseph. 1773, 2 Vol. in 8vo.



kungen, Hypothesen aus der Naturgeschichte, und wer weiß was noch mehr. — Sagen Sie mir, gnädige Frau, würden Sie nicht davon laufen? — Und so hätten Sie denn zugleich eine der angenehmsten und gesündesten Nahrungen für Herz und Geist mit zurückgelassen. Wissen Sie, meine Freundin, auch Menschen sind unserm Reisenden begegnet, und dieser Menschen Zustand, Sitten und Handlungen, hat er mit so lebendigen Farben geschildert, daß man nicht mehr zu lesen, sondern wirklich zu sehen glaubt; man tritt ohnvermerkt in die Scene ein, und handelt mit, weil man auf der Stelle alle die Empfindungen bekommt, die dahin gehören. — Was meynen Sie, wenn ich die Seefahrer, Erdbeschreiber, Ingenieurs, und alle übrige Interessenten auf das Buch selbst verwiese, und nur Ihnen dasjenige so kurz als möglich erzählte, wovon ich vermuthete, daß es Sie auf eine angenehme Weise unterhalten würde? — Ein jeder Versuch Ihnen zu gefallen, kan nicht anders als eine süße Beschäftigung seyn; und geriethе der meinige, so vergäßen Sie vielleicht darüber, daß ich jüngst den wahren Verständigen ein so großes Vergerniß gegeben: also nur geschwinde ans Werk.

Unser Reisender gieng zu Orient (einer kleinen Stadt in Bretagne) den 1sten März 1768. zu Schiffe, und langte, nach vielen überstandnen Gefahren, den 14ten Julii zu Port Louis

Louis auf der Insel Frankreich (Isle de France) (*) an.

Von einem entsetzlichen Sturm, den er im Canal von Mozambique erlitten, sage ich Ihnen nichts, weil Sie selbst so viele Stürme in Romanen und Gedichten erlebt haben, daß der von einem Französischen Officier nur eine schlechte Figur darneben machen könnte.

Die

(*) L'isle de France liegt der Insel Mandagascar gegen Morgen, unter dem 21sten Grade südlicher Breite. Sie ward zuerst von den Portugiesen entdeckt und **Cerne** genannt. Nachher (im Jahr 1598.) setzten die Holländer sich darauf fest, welche ihr den Namen **Moritz**, vom Prinzen von Oranien belegten. Diese verliessen sie im Jahr 1712. Hierauf nahmen, im Jahr 1721, die Franzosen davon Besitz.

Der Hauptplatz ist der Ludwigs-Haven (Port Louis). Die Stadt, welche man auch das Lager (le camp) nennt, liegt hinten am Hafen. Sie hat weder Mauer noch Festungs-Werke. Die Häuser sind von Holz, und nur von einem Stockwerk. Jedes Haus liegt abgefondert, und ist mit Pallisaden umringt. Ein unebner Felsengrund dient statt des Pflasters.

Der Boden auf dieser Insel ist durchgehends röthlicher Farbe, zäh und dichte, mit Eisenerz vermischt, wovon man auf der Oberfläche Körner in der Größe einer Erbse antrifft. Ueberall ist die Erde mit Felsen bedeckt, von der Größe einer Faust an, bis zur Größe eines



Die Verfassung der Insel, mit den Sitten der Einwohner, stellt im Ganzen ein häßliches Gemälde dar. Von dem weiblichen Geschlechte allein ist noch etwas Gutes zu sagen. Zwar sind die dortigen Schönen sehr eitel und im höchsten Grade unwissend, ungesellig unter einander, bis zum Schwindel ins Tanzen verliebt, und nach Maaßgabe der Umstände, ihren Männern ein wenig ungetreu; dennoch findet man verschiedene häusliche Tugenden an ihnen zu schätzen: sie sind mäßig, trinken nichts als Wasser, und halten sich sehr reinlich. Ihre gewöhnliche Trache

ist

eines Fasses: die Berge sind daraus in langen schrägen Schichten zusammen gesetzt. Eigentlichen Sand findet man gar nicht. Das Clima, so wenig als der Boden scheint irgend eine nützliche Pflanze oder Saat vorzüglich zu begünstigen.

Man zählt auf der ganzen Insel nicht viel über 400 Landeigenthümer. „Ich weiß keine Ecke Land,“ sagt unser Reisender, „welche ihre Bedürfnisse weiter suchte. Diese Colonie holt ihr Tischgeschirr aus China, ihre Leinwand und Kleidung aus Indien; ihre Sklaven und ihr Vieh aus Mandagascar; ihre Lebensmittel zum Theil am Cap, ihr Gold aus Cayen, und ihre Administration aus Frankreich.“ Sie kostet der Französischen Nation mehr, als sie ihr einbringt. Ihr einziges ausführendes Produkt ist eine mittelmäßige Quantität Caffee, die noch nicht zureicht, ihrem Aufwande das Gleichgewicht zu halten.

ist Mouffelin, mit rosenfarbem Saft gefüttert. An ihren Kindern hängen sie unaussprechlich. Diese sind kaum geboren, so kriechen sie nackt im Hause herum: von Bindeln ist keine Frage: sie werden oft gebadet, essen Obst so viel sie wollen, haben weder Unterricht noch Verdruß. Nach kurzer Zeit sieht man sie groß und stark. Beyde Geschlechter gelangen früh zur Reife: die Mädchen heyrathen oft mit eilf Jahren.

Diesemnach würden diese Kinder, von den Händen der rohen Natur gebildet, ihrer Führerin ähnlich bleiben, wenn nicht die Laster der Negerfrauen, die sie mit der Milch einsaugen, und die grausamen Spiele, die ihnen mit den Slaven zu treiben erlaubt sind, sie mit allen Verderbnissen der Gesellschaft zugleich ansteckten. Um diesem Uebel vorzubeugen, schicken die wohlhabenden Einwohner ihre Kinder jung nach Frankreich, woher sie oft mit lebenswürdigern aber desto gefährlichern Lastern zurückkommen.

Ich übergehe die umständliche und schauerhafte Beschreibung des Elendes der schwarzen Slaven. — Diese Unglücklichen werden oft mit Schlägen so zugerichtet, daß sie ganze Monate lang nicht anders als auf dem Bauche ruhen können. „Dennoch,“ fügt unser Reisender hinzu, „läßt man sie des Abends, wenn man sie in ihre Hütten getrieben, für die Wohlfahrt ihrer Herren beten, und ehe sie sich niederlegen, wünscht man ihnen eine gute Nacht.“

II. B. Istes St.

E

Die



Die Neger auf der Insel Frankreich werden aus Madagascar dahin gebracht. (*) Sie sind natürlicher Weise munter, fallen aber, als Sklaven, bald in Melancholen. Nur in der Liebe scheinen sie gegen ihren Jammer noch einige Linderung zu finden. Sie wenden alles an, um eine Frau zu erhalten. Wird die Wahl ihnen selbst überlassen, so suchen sie unter denjenigen Perso-

nen

(*) Diese Nation hat weder eine so eingedruckte Nase, noch eine so schwarze Haut, als die von Guinea. Es giebt Striche Landes auf der Insel Madagascar, deren Bewohner nur braun sind. Einige, wie die Balambous, haben lange Haare. Man findet Blonde und Rothe unter ihnen. Sie sind geschickt, verständig, und haben Gefühl für Ehre und Wohlthun. Die grössste Beleidigung für einen Neger ist, wenn man seine Familie beschimpft; seine Person giebt er weit gelassener dran. In ihrem Lande verfertigen sie eine Menge kleiner Arbeiten mit grossem Fleisse. Sie sind auf Musik und Tanzen unglaublich versessen. Liebe ist der Inhalt aller ihrer Gesänge.

Die Gastfrenheit beobachten sie genau. Ein reisender Neger geht in die erste beste Hütte, und die Besitzer theilen ihre Lebensmittel mit ihm. Man fragt ihn nicht, woher er kömmt, noch wohin er geht: es ist so der Gebrauch unter ihnen.

Einige Neger glauben, die Europäer tödteten die schwarzen Sklaven, um aus ihrem Blute rothen Wein, und aus ihren Knochen Schießpulver zu machen.

nen aus, welche die erste Jugend bereits zurückgelegt haben; sie sagen: diese machten eine bessere Suppe. Ihrer Frau geben sie alles hin, was sie bekommen. Wenn ihre Geliebte nicht mit ihnen eben demselben Herrn dient, so laufen sie in der Nacht, oft vier Stunden weit, durch die ungebahntesten Wege, um sie zu sehen. Diese Leidenschaft scheint sie gegen Mühe und Züchtigung unempfindlich zu machen. Zuweilen versammelt sich ein Haufen solcher Slaven mitten in der Nacht. Zwischen Felsen versteckt tanzen sie dann beym dumpfen Schalle einer mit Erbsen gefüllten Kürbisflasche; aber die Erscheinung eines Weissen, oder das Bellen eines Hundes, zerstreuet augenblicklich diese nächtlichen Zusammenkünfte.

Auch die Negeren führen Hunde mit sich. Jedermann weiß, daß diese Thiere in der dicksten Finsterniß nicht nur die Weissen, sondern auch die Hunde der Weissen genau unterscheiden. Sie äußern Furcht und Abscheu gegen sie; ihre Annäherung macht sie heulen. Nur den Negeren und ihren Gefährten sind sie gut; sie verrathen sie niemals. Dagegen nehmen die Hunde der Weissen ihrer Seits die Gesinnungen ihrer Herren an; es bedarf nur des kleinsten Zeichens, so gehen sie wüthend auf die Slaven los.

Viele Negeren, denen ihr Schicksal zu schwer wird, überlassen sich der Verzweiflung. Einige erhängen sich, oder nehmen Gift; andere setzen



sich in eine Pirogue, und ohne Lebensmittel, Segel noch Compaß unternehmen sie eine Reise von 200 Seemeilen, um nach Mandagascar zurück zu kehren. Man hat Beyspiele von solchen Elenden, die wirklich daselbst angelandet, hernach aufgefangen, und ihren Herren zurück geliefert worden sind.

Gemeiniglich entfliehen sie in die Wälder, wo sie dann hernach, gleich wilden Thieren, aufgetrieben werden. Wenn man ihnen nicht bekommen kan, so erschießt man sie. Verschiedene Insulaner unternehmen dergleichen Jagden, (wobey Hunde, andre Negern und Soldaten gebraucht werden) zu ihrem Vergnügen: unser Reisender hat eine Dame angetroffen, die sehr darauf erpicht war. Der erlegte Neger wird enthauptet, und sein Kopf auf der Spitze einer Stange im Triumph in die Stadt getragen. Keine Woche geht vorbey, wo man nicht dergleichen Einzüge sieht.

Die flüchtigen Negern stossen zuweilen in Haufen von zwey bis drehhundert zu einander. Ihr gewöhnlicher Sammelplatz ist eine Einöde am schwarzen Fluß bey dem Vorgebirge Brabant. Auf diesem Vorgebürge hatten vor einiger Zeit ihrer vierzig eine Pflanzung angelegt. Man schloß sie dort ein, aber lieber, als daß sie sich ergaben, stürzten sie sich mit einander ins Meer. Diesen Flüchtlingen wird der Name wilde Schwarzen (noirs marons) beygelegt. Sie erwählen

wählen unter sich ein Oberhaupt, dem unter Lebensstrafe gehorcht werden muß. Sie enthalten sich die umliegenden Wohnungen zu berauben, so gar des Fischens in den benachbarten Flüssen. Des Nachts gehen sie ihre Nahrung im Meer zu suchen, und des Tags dringen sie mit gut abgerichteten Hunden in die tiefsten Waldungen, um daselbst den Hirsch zu verfolgen. Befindet sich in dem ganzen Haufen nur eine Weibsperson, so gehört sie dem Obersten allein; sind ihrer aber mehrere, so gehören sie allen. Ihre Kinder sollen sie, aus Furcht durch ihr Schreyen entdeckt zu werden, bey der Geburt umbringen.

Man bemüht sich durch die Hofnungen der Religion die schwarzen Slaven aufzurichten. Von Zeit zu Zeit wird einer getauft. Man sagt Ihnen alsdann, sie seyen nunmehr mit den Weissen verbrüderet, und würden Theil am Paradiese haben. Aber sie können nicht glauben, daß die Europäer sie jemals zum Himmel führen werden; da sie ihnen die Erde zur Hölle machen.

„Meine Feder (schreibt unser Reisender an seinen Freund) ermüdet von der Erzählung so vieler Abscheulichkeiten. . . . O wie glücklich sind Sie! Sie können den Plagen der Städte entfliehen, und finden Erquickung auf dem Lande. Dort sehen Sie schöne Ebenen, Hügel, Dörfer, Erndten, Weinlesen, ein Volk, welches tanzt und singt: wenigstens das Bild der Glückseligkeit! Hier seh' ich arme Negerfrauen,

E 3

„ihre



„ ihre nackten Kinder auf dem Rücken angeheftet,
 „ sich über ihren Spaten krümmen; Neger, die
 „ bang an mir vorbeijittern: dann und wann
 „ hör' ich wohl einmal aus der Ferne den Schall
 „ ihrer Trommel, aber weit öfter das Knallen
 „ der Peitschen, das gleich Pistolen-Schüssen
 „ durch die Luft fährt, und ein Schreyen, das
 „ durch die Seele bohrt . . . Gnade, Herr!
 „ . . . Erbarmung! u. s. w.

„ Man redet so viel und mit so grossem Ab-
 „ scheu von der Grausamkeit der Bluthochzeit, der
 „ Ermordung der Mexicaner durch die Spanier;
 „ und noch heut zu Tage nimmt halb Europa an
 „ einer ganz ähnlichen Unthat Antheil! Oder ist
 „ es ein grösseres Verbrechen, Leute, die nicht
 „ unsere Meynungen haben, auf einmal zu töd-
 „ ten, als die Quaal einer Nation zu seyn, der
 „ wir unsere Wollüste verdanken? Jene schöne
 „ Rosen- und Feuerfarben, worinn sich unsere
 „ Damen kleiden, die Baumwolle, womit sie ihre
 „ Röcke unterlegen, der Zucker, der Caffee, die
 „ Schokolade, die sie beym Aufstehen zu sich neh-
 „ men, das Roth, womit sie ihre Weisse erhö-
 „ hen, ward durch die Hände der unglücklichen
 „ Schwarzen für sie zubereitet. — Empfindsa-
 „ me Schönen, ihr weint in den Trauerspielen;
 „ und was zu euren Freuden dient, ist mit Thrä-
 „ nen benetzt, und mit Menschenblut gefärbt!“

Unser Verfasser beklagt, daß man auf der
 Insel Frankreich nicht die Anzahl der Lastthiere
 zu

zu vermehren suche, besonders den in bergigten Gegenden so nützlichen Esel. „Ein Esel trägt die doppelte Last eines Schwarzen. Freylich, (fügt er hinzu) kostet der Schwarze nicht viel mehr als der Esel: aber der Esel ist stärker und — glücklicher.“ — Unser Verfasser ist überhaupt der Meynung, welche seit kurzem in Frankreich und Engelland verschiedentlich geäußert, und mit starken Gründen unterstützt worden ist, daß man durch Abstellung der Slaverey wichtige Vortheile erhalten würde. Er schreibt: „Die Zimmerleute, Dachdecker, Maurer und andre Europäische Arbeiter bewegen sich hier (auf der Insel Frankreich) unter freyem Himmel; warum haben wir denn nicht auch weiße Ackerleute? — Aber was würde denn aus den gegenwärtigen Eigenthümern werden? — Sie würden sich bereichern. Zwanzig Pächter würden aus eben dem Einwohner, der jetzt mit zwanzig Slaven arm ist, einen wohlhabenden Mann machen. Man zählt hier an zwanzig Tausend Slaven, die man jährlich mit einem achtzehnten Theil vermehren muß. Also würde diese Colonie, sich selbst überlassen, in achtzehn Jahren aufgerieben seyn: so wahr ist es, daß es ohne Eigenthum und Freyheit keine Bevölkerung giebt, und daß die Ungerechtigkeit eine schlechte Wirthin ist.“

Unser Officier, nachdem er sich über ein Jahr lang zu Port-Louis aufgehalten, trat, von zween Slaven begleitet, eine Reise zu Fuß rund um



die Insel an. Den vierten Tag kam er in eine öde Gegend, wo man in einer Strecke von zwanzig Stunden nur zwei Wohnungen antrifft. „Hierhin (erzählt unser Reisender) flüchten die „wilden Schwarzen. Ich verbot meinen Leuten „sich von mir zu entfernen. Mein Hund, der „sonst immer voraus lief, ließ mich jetzt nur wenig Schritte zurück; bey dem mindesten Geräusche streckte er die Ohren und stand: er fühlte „das Menschenleere der Gegend . . .

„Als die Nacht einbrechen wollte, begegnete „mir auf der Spitze eines Hügels ein Schwarzer „aus dem nahe dabey gelegenen Hause des Hrn. „Normand, woselbst ich abzutreten vorhatte. „Dieser Mensch lief vor uns her zurück, während „ich mit Vergnügen bey dem grossen Anblick „zweyer Meere verweilte. Den Hügel hinunter „kam mir ein neuer Slave entgegen, mit einer „Caraffe frischen Wassers und der Botschaft, „daß man meiner im Hause erwarte. Ich langte „dort an. Es war eine lange Hütte von Pallsaden, mit Latanie-Blättern (*) gedeckt. Die „ganze

(*) Der Latanier gehört unter das Geschlecht der Palmbäume, und ist auf den Antillen einheimisch. Er ist mit einer fingerdicken Rinde von Holz umgeben, welche die Härte des Eisens hat; das ganze Inwendige ist dem Hanf ähnlich. Die Blätter hängen in Büscheln an den Spitzen der Zweige, und werden durchgängig von den Einwohnern zu Bedeckung ihrer Hütten gebraucht. Aus dem Holze machen sie Speiße und Pfeilspitzen.

„ganze Wirthschaft bestand aus acht Schwarzen, und die Familie aus neun Personen: der Hausherr, die Hausfrau, fünf Kinder, eine Anverwandtin und ein Freund. Der Mann war abwesend: dies erfuhr ich, bevor ich hereintrat.

„Die ganze Einrichtung des Hauses sah' ich in einem Stücke beisammen; in der Mitte die Küche; an der einen Ecke die Magasine und die Quartiere der Dienstbothen; am andern Ende das ehliche Bette, mit einer Leinwand darüber, worauf eine Henne ihre Eyer brütete; unter dem Bette Enten; oben zwischen den Blättern Tauben, und drey grosse Hunde an der Thüre. An den Wänden hiengen alle Haus- und Ackergeräthschaften. Ich war recht sehr verwundert, in einer so schlechten Wohnung eine überaus artige Dame zu finden. Sie war von einer ehrbaren Familie aus Frankreich, ihr Mann desgleichen. Zusammen waren sie gekommen, ihr Glück zu versuchen: sie hatten ihre Anverwandten verlassen; ihre Freunde; ihr Vaterland; und brachten ihre Tage an einem wilden Orte zu, wo man nichts sah' als das Meer, und die gräßlichen Felsen-Wälle des Brabants: aber die Miene der Zufriedenheit und Güte dieser jungen Hausmutter schien alles um sie her zu beglücken. Sie säugte eines von ihren Kindern, und die andern viere standen um sie herum fröhlich und gutes Muths.



„Der Speisetisch ward freygebig mit reinli-
 „cher Kost besetzt. Es hatte dieses Nachtesten
 „etwas besonders angenehmes für mich. Die
 „Tauben, die um den Tisch flatterten, die jungen
 „Ziegen, die mit den Kindern scherzten, und so
 „viele Thiere um diese reizende Familie versam-
 „melt, ergöhten mein Auge, welches unermü-
 „det auf dieser lebendigen Scene herum irrte.
 „Ihre friedlichen Spiele, die Einsamkeit des
 „Orts, das Geräusch des Meers, stellten mir
 „das Bild jenes jugendlichen Weltalters vor die
 „Seele, wo Noa's Töchter mit den sanften und
 „häuslichen Thierarten, auf einer neu betretenen
 „Erde, Dach, Tisch und Bette theilten.“

„Ich ward zweyhundert Schritte weit von
 „der Wohnung in einen neu angelegten Pavillon
 „zur Ruhe gebracht“

„Der Mann, welcher in der Nacht zu Hause
 „gekommen war, beredete mich, meine Abreise
 „bis den Nachmittag zu verschieben; er wollte
 „mich ein Stück Weges begleiten. Belle ombre,
 „die letzte Wohnung wo ich schlafen konnte, war
 „nur drey kleine Stunden weit von dort entfernt.
 „Die junge Dame wollte für meinen Slaven
 „Daval, der sich im Gehen an einer Auster-
 „schaale stark verwundet hatte, selbst ein Mittel
 „zurecht machen. Sie bereitete auf dem Feuer,
 „aus Terpentin, Zucker, Wein und Del, eine
 „Art von samaritanischem Balsam. Nachdem
 „mein Slave verbunden war, schickte ich ihn
 „mit

„mit meinem Gefährten voraus. Um drey Uhr
 „Nachmittags nahm ich Abschied von dieser gast-
 „freyen Wohnung, und ihrer liebenswürdigen
 „und tugendhaften Besitzerin. Der Hausvater
 „machte sich mit mir auf den Weg. Es war ein
 „sehr robuster Mann: sein Gesicht, seine Arme
 „und Beine waren von der Sonne verbrannt.
 „Er legte auf dem Acker selbst Hand an, half
 „Bäume fällen und wegschleppen, aber das,
 „sagte er mir, sey keine Plage; er fühlte nur die,
 „welche seine Frau, durch Besorgung seiner Fa-
 „milie sich zuzöge: dazu hätte sie noch kürzlich
 „einen Wansen aufgenommen. — Der redliche
 „Mann erzählte mir seine Mühseligkeiten; denn
 „er sah wohl, daß ich sein Glück fühlte.“

Unser Reisender blieb noch zwölf Tage auf
 seinem Marsche; und erwartete nachher zu Port-
 Louis die Erlaubniß seiner Rückkehr nach Frank-
 reich, welche er auch bald darauf erhielt.

Die Geschichte dieser Zurückreise macht weit
 den angenehmsten Theil des Werks aus, welches
 ich mir zum Gegenstande einer angenehmen Un-
 terhaltung mit Ihnen gewählt. Mein heutiger
 Brief ist aber nun einmal lang genug. Wenn
 Sie mir gleich antworten, meine schöne Freundin,
 und mich durch Ihren Beyfall zur Fortsetzung
 meiner Arbeit aufmuntern, so soll ein zweyter
 Brief dem ersten geschwinde genug folgen.

Ich bin u. s. w.

M. S. J.

VI. Be



VI.

Beurtheilung
des
deutschen Original-Romans,
Sophiens Reise von Memel nach Sachsen,
in fünf Theilen.

1770—1773. Leipzig bey Junius.

Im Ende der Reise stehen wir viel niedergeschlagener da, als wenn die Heldin — wenigstens unsers Herzens, ob schon nicht des Verfassers — uns durch den Tod entrisen würde, wie Klarisse und Sternheim, oder durch eine plötzlich entdeckte Blutsverwandtschaft ihren Geliebten verlore, wie Sanny Wilkes. Nach hundert betrübten Abendtheuern zu Land und zu Wasser, die sie binnen einer so kurzen Zeit erfahren müssen, und die jedes Frauenzimmer, das noch zu reisen Lust hat, abschrecken werden, sehn wir sie zulezt (mit Herrn Puff zu reden) dahin gepflanzt, von beyden Anbetern verlassen, von Freunden und Feindinnen verachtet, und mit der einzigen Aussicht, unerachtet ihrer vornehmen Abkunft, ihr Leben als Ma Bonne zu beschliessen. Und womit hat sie eine so harte Züchtigung verdient? Erst ganz am Ende werden wir von einem kleinen weiblichen Fehler in ihrem Charakter überzeugt; sie ist nehmlich ein wenig Pröde; sie spannt einen würdigen und sehr standhaften Liebhaber auf die Folter, weil ihr Herz noch immer auf die nähere Erklärung eines frühern, und wohl zu merken, jüngern harrt. Die letztere eigenliebige Erwartung wird man ihr eher verzeihn, als die Hoffnung, die sie dem erstern gemacht, und die Ungewißheit, in der sie ihn hinhält. Freylich etwas Stolz und etwas Grausamkeit! Aber, bey ihren übrigen

gen so vortreflich moralischen Gefinnungen, bleiben dies immer nur schwache Seiten, mit denen wir uns, zumal bey ihrer so ernstlichen Reue, bald wieder auszusöhnen geneigt sind. Wir stossen in Gedanken mit an, wenn der schon von ihr getrennte Puff noch ihre Gesundheit trinkt. Wir zürnen über den nächelichen Zufall zu Insterburg, der der Grund alles nachmaligen Unglücks wird. Wir werden unwillig, daß es der Verfasser nie zwischen Sophien und dem Herrn Leß*, der ihr Herz schon verschenkt glaubte, zu einer rechten Erklärung kommen läßt. Es ist wahr, Sophia hat, außer jenem Hauptmakel, noch mehrere kleine Flecken, z. B. einen cholерischen Ungestüm, eine gewisse jüngerliche Scrupulosität, von der man, Th. I. 136. Proben finden kan. Allein sie kennt ihre Mängel selbst, und sucht sie zu vertilgen. So gesteht sie von ihrer auffahrenden Hitze: „Ich habe etwas so saures in meiner Gemüthsart, daß, wenn ich Verdruß habe, ich es jedermanu empfinden lasse, beynabe etwas darinnen suche, meinen Verdruß merken zu lassen. Ich bin alsdann höchst ungestüm. Ich merke meine Ungesittheit, und, anstatt sie sogleich abzulegen, stelle ich mich verdrüßlicher, als ich wirklich bin, damit andre nur die Sache, die mich beunruhigt, und nicht meine Grobheit merken sollen, und hernach suche ich wohl gar mich zu bereden, man habe sie gemerkt.“ Hingegen haben uns ihre vortreflichen Einsichten und ihre rühmlichen Grundsätze in den beyden ersten Theilen, und ihre Leiden im dritten und vierten zu sehr für sie interessirt, als daß wir im fünften, wo sie auch immer noch verfolgt wird, einen Haß auf sie werfen könnten. Doch der Verfasser kann mit Recht verlangen, daß wir ihn nach der Theorie von Romanen richten sollen, die er uns selbst im ersten Theile (S. 123.) vorgelegt hat. Da die Kunststrichter von je her alle, auch die kleinsten Werke des Witzes heiligen und unveränderlichen Gesetzen haben unterwerfen wollen; so muß man sich billig

wun-



wundern, daß die Romanenschreiber allein noch so freye Leute sind, um sich selbst Gesetze geben zu dürfen. Es lassen sich indessen mehrere Ursachen davon anführen. Aristoteles hatte hier gar nicht vorgearbeitet; mit der Romanenautorschaft haben sich von jeher Leute von so mancherley Ständen und Beruf abgegeben, daß die Gesetze bald würden übertreten worden seyn. Der philosophische Kunstrichter hat die Romane meistens von seiner Höhe herab als ein Geschäfte und eine Lectüre von Müßiggängern betrachtet; der Roman läßt sich seiner Natur nach so mannigfaltig modeln, und hat auch so mancherley Gestalten bekommen, daß er sich noch viel schwerer, als das epische Gedicht, in kritische Schranken einschließen läßt; die Nation, welche daran am fruchtbarsten gewesen, ist am wenigsten zu Lehrgebäuden aufgelegt; die Appellation ans Publikum findet hier mehr, als bey andern Schriften, Eingang — Und so lassen sich vielleicht noch mehr Gründe angeben. Genug, in der Ausdehnung des Ganzen, in dem Verhältniß der einzeln Theile, in der zufälligen Form, im Schauplatz, in der Menge und Auswahl der spielenden Personen haben die Romanendichter freye Hände behalten, und man hat sie blos an die allgemeine billige Forderung, von der man keine Art von Autoren losprechen kan, an die Pflicht der Unterhaltung und des Unterrichts gebunden. Desto strenger aber hat man von ihnen, als berufenen und besoldeten Modeschriftstellern, Neuheit verlangt; und dies ist ihr schwerstes Gesetz, das immer schwerer wird, je länger Romane geschrieben werden. Wenn es vom Dramatischen Dichter heißt:

Severe their task, who in this critic age
With Fresh materials Furnish out the stage,

so gilt dies zwiefach von der Erfindung in den Romanen. An Charaktern kan es in der That nie gebrechen,

brechen, zumal dem, der für eine Nation schreibt, wo die Nouvellisten an die einheimischen Charaktere noch so wenig Hand gelegt, als zu wünschen wäre, daß an unsern Wäldern geschehe. Alles kömmt auf das Gespinnst der Intrigue an, von dem man noch immer (vermuthlich wegen der gewöhnlichen alten Behandlung der Charaktere) verlangt, daß der Romanbelesene dem Gange der Fäden nicht zu frühzeitig nachspüren könne.

Dans un Roman Frivole aisement tout s'excuse,

C'est assez qu'en courant la Fiction amuse:

aber unser Jahrhundert verlangt nicht mehr nur Romane für die Phantastie, sondern auch für Herz und Verstand. Da nun unser Verfasser weder Biographie, noch Nouvelle, noch psychologisches Tagebuch schreiben, sondern sich in der Komposition mehr dem Prevot, und in der Direction dem Richardson nähern wollte: so ersann er sich einen neuen Weg, um nicht Nachahmer von beyden zu heißen, einen neuen Weg der Katastrophe, die uns überraschen, oder vielmehr, wie er sich selbst ausdrückt, schlechterdings täuschen sollte. Er machte daher die dehortrompeurs zur herrschenden Idee seiner Arbeit. Allerdings behielt er dadurch vollkommne Freyheit, den Lauf der Geschichte Wendungen zu geben, die auch der geübteste Vermuthungsgeist nicht vorher sehn konnte. Doch auf diese Art läßt sich der geneigte Leser nur einmal betrügen. Wenn er bey der einzeln Erscheinung der fünf Theile leicht zu hintergehen war, so wird ihm nun, wenn er sie miteinander liest, das ganze Interesse der beyden ersten Theile geraubt, Zugeschweigen, daß wir das Wunderbare, vornemlich in dem Ausgange, dem Romane eben so wenig als der Epöee eigenthümlich, oder auch nur sehr vortheilhaft glauben. Vornemlich hat sich der Verfasser dadurch die Einflochtung der Episoden erleichtert,



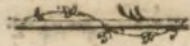
tert. Denn eigentlich kan man bey ihm fast gar nichts Episode nennen. Was man anfangs dafür anzusehn bewogen wird, hört es zuletzt auf zu seyn, und umgekehrt. Die successive Theilung des Interesses, die daraus entspringt, ist wohl im Grunde von einer solchen, die zu gleicher Zeit geschähe, (und auch die letztere haben wir im fünften Theile empfunden) wenig unterschieden. Daß diejenige die Hauptperson nicht sey, von der das Werk überschrieben ist, lassen wir uns gern gefallen. Aber welche soll in ihre Stelle treten? Unter den weiblichen keine einzige! Wenn es Zulchen nach Verdienste seyn könnte, so kan sie es doch nicht nach Begebenheiten und Reden seyn, sie ist eine stille Tugend, die wir bewundern. Unter den männlichen Schauspielern, hat wenigstens der Verfasser alles angewandt, uns zwischen Puff und Gros, unentschlüssig zu machen. Der trügende Schein hat dem Herrn Bothe (so lautet sein angenommener Name) auch eine neue Bahn in Aufsehung der Charaktere erdfnet. Jedermann mußte es von ihm erwarten, daß er die seraphischen Charaktere vermeiden werde, und er war also wider seinen Willen dazu genöthigt. Daher ward Herr Grandison-Leser so gestellt, daß wir ihm eine solche Vollkommenheit nur zutrauen, aber in dem Augenblick, da wir ihn näher besehen könnten, hundert Meilen aus dem Gesichte entrückt seyn. Der Verfasser wollte indessen eben so wenig nach dem Fieldingischen von der Natur kopirten Zeichnungen arbeiten, wo man große Tugenden mit großen Lastern zusammenschmolzen, und oft Karrikatur in beyden findet. Die meisten Personen in Sophiens Reise müssen sich verschlimmern, und anfangs in einer Hülle auftreten, die ihnen zuletzt entrisen wird. Leider wandeln über die Bühne dieser Welt unzählige Heuchlergestalten. Aber die Betrachtung, die unsers Verfassers Manier erregt, ist nicht so erbauend, als die, welche die Fieldingische erweckt. Fielding belehrt uns, daß nicht

nicht alles lauter Gold sey, was gleißt, daß Engel-
 reinigkeit von Sterblichen nicht gefodert werden soll-
 te, daß man um einzler Handlungen willen nieman-
 den ganz verdammen müsse. Aber hier wird uns ein
 misanthropisches Mißtrauen eingeflößt. Wer kan
 eine Welt lieben, wo die besten Menschen uns hin-
 tergehn? Wer wird sich nicht selbst an die Stirne
 schlagen, daß er ein so schlechter Kenner der Physi-
 ognomie gewesen, um sie nicht gleich für das zu er-
 kennen, was sie waren? Nicht blos Sophie erscheint
 anfangs verummimt, sondern außer ihr noch drey an-
 dere Personen. Madam Vanberg, die anfangs
 eine liebevolle Frau und nur eine etwas harte Mut-
 ter zu seyn scheint, wird zuletzt die grausamste Ty-
 rannin und die schmutzigste, eigennützigste Seele.
 Herr von Pufaly, dem man Zulchen schon zu gönnen
 anfing, tritt als der ausgelernteste Bösewicht ab.
 Den Herrn Schulz, dem wir im Anfang, gleich den
 Mädchen allen, Thränen und Liebe weyhen, müssen
 wir zuletzt auf den Bau begleiten. Dafür kömmt nur
 eine einzige Verwandlung eines Engels der Finsterniß
 in einen Engel des Lichts vor; unstreitig, weil man
 an Bekehrungen schwerer glaubt, als an Verschlim-
 merungen, ob gleich sonst die Bekehrungen in Roma-
 nen mehr Wahrscheinlichkeit haben, als im Schau-
 spiel. Herr Malgre thut so aufrichtig Busse, daß
 man ihm zur Vergeltung auch einen minder kleinen
 Geist wünschte. Herr Gros kan hieher nicht gerech-
 net werden, da sich seine Metamorphosen schon ehe-
 mals ereignet haben, und der Verfasser seine Bekeh-
 rungs-geschichte ins besondere zu schreiben verspricht.
 Unter den Figuranten erblicken wir einige haßliche
 Charaktere, die auch für Nebenrollen fast zu char-
 girt sind. Roschen ist ein weiblicher Lovelace, der
 Schauer und Grausen, nicht Rührung erregt. Die
 Frau Käthin, die seit der 189. S. des ersten Theils
 vorkömmt, ist eine Karrikatur einer pöbelhaften Frau
 an Sitten, und an Bildung eine Donna Schmerge-
 II. B. 1stes St. F lina.



lina. Man höre: „Blaulichweiß, braunes Haar,
 „Augen, die noch unter dem Braun sind, violette
 „Lippen, glatte Wangen, die, ob sie gleich noch jung
 „sind, herabhängen wollen, ein starker Odem, eine
 „Sprache im Tone: Holt Fische! ein Busen, der der
 „Natur unter den Händen vermalücht ist, und der
 „zur Warnung derer, die auf das Herz schließen kön-
 „nen, das hier wohnt, aufgedeckt da liegt, Hände, wie
 „der Reid, gelb und hager, dicke Finger voll Warzen,
 „große Schritte.“ Und dann im moralischen Por-
 trait der niedrigste Bettelstolz, die Mißhandlung der
 Armuth, die Marterung ihres Mannes, ihre Ver-
 traulichkeit mit einem Officier, (womit auch Th. IV.
 S. 334. zu vergleichen) — wer wird nicht die Augen
 hinwegwenden? Traitor, die Maschine der meisten
 und größten Bosheiten, der Kuppler, der Giftmischer,
 der Verfasser falscher Wechsel, der Religionspötker,
 der Verführer von Kofschchen u. s. w. wird mit der
 Verweisung nach Sibirien viel zu gelinde bestraft.
 Die Majorin von S. nebst ihrem Herrn Eheliebsten
 wütet im letzten Theile so, daß jedem Leser ein Ent-
 setzen und Abscheu ankommen muß. Der Verfasser
 machte sich nicht so wohl zur Absicht, dem Philoso-
 phen Beyträge zur Geschichte des menschlichen Her-
 zens zu liefern, und psychologische Entdeckungen zu
 machen, als lehrreichen Unterricht, wie ihn das täg-
 liche Leben bedarf, zu ertheilen. Bey Richardsons
 edelm Endzweck, der Moral in einer solchen Tracht
 mehr Liebhaber zu verschaffen, nahm er sich, wie Ri-
 chardson, vor, nicht so wohl durch Betrachtungen,
 als durch sittliche Scenen zu unterrichten. Er hat
 Recht, wenn er (Th. III. S. 53) sagt: „Ein Frauen-
 „zimmer, das sich erbauen will, wird gewiß die
 „Morgenstunde zur Lesung eines ernsthaften Buchs
 „anwenden. Jede andere liest dann einen Roman.
 „Sollten wir Schriftsteller (mich deucht, man hat
 „uns irgendwo Vormünder der Menschen genannt)
 „sollten wir diese Romanenleserinnen ihrem gefahr-
 „lichen

„lichen Schicksale überlassen? Die Schultern ziehn,
 „predigen, moralische Schriften schreiben, o, das
 „alles thut einem Herzen, das bessern will, wirklich
 „nicht genug. Deutschland wollte Tugend und
 „Wahrheit nicht mehr ungeschmückt sehn.“ Die weib-
 liche Sittenlehre war daher sein Hauptaugenmerk, und
 aus ihr wählte er sich vornehmlich das Kapitel von
 der Sprödigkeit. Er beschloß, die Schönen nicht
 so wohl vor den Egaremens, als vor den Verstockun-
 gen ihrer Herzen zu warnen. Die Stimme des Pre-
 digers erhebt sich indessen nicht gegen die Leoparden
 und Schatulllösen, sondern nur gegen einige, wir
 möchten fast sagen, an sich unschuldige Zierereyen
 des andern Geschlechts, nicht so wohl gegen Laster,
 als Thorheiten, z. E. Unentschlossenheit in der Wahl,
 Verheimlichung der wahren Gesinnungen, auch wohl
 eheliche Launen, wie bey Henrietten. Die Männer
 machen mit ihrem übermüthigen Stolze das Gegen-
 bild. Die Eitelkeit, der Zankapfel von zwey Schö-
 nen zu werden, ist die erste Wurzel, von Schulzens
 Verderben. Als eine wahre Petitmaiterseele, prahlt
 er mit seinen Eroberungen, und pocht auf empfan-
 gene Gefälligkeiten, als auf rechtliche Ansprüche.
 Plögllicher Reichthum und vornehmer Umgang machen
 ihn vollends so schwindlicht, daß er sich zuletzt in den
 schrecklichsten Abgrund, in das Spiel, stürzt. Denn,
 was läßt sich Uirges erdenken, daß dieses nicht nach
 sich zöge? Die Laster häufen sich über seinem Haupte,
 dennoch wächst sein Uebermuth mehr, als daß er
 fallen sollte, und artet zuletzt in unerträglichen Troß
 aus. In den ältern Begebenheiten des Pastor Gros,
 die wir erst im fünften Theile erfahren, ist störrischer
 Hochmuth eine der Hauptquellen seines Unglücks.
 Die adeliche Familie, in die er zu heyrathen genö-
 thiget wird, ist fast ganz von Ahnenstolz angesteckt,
 welcher sich in solchem Maase auf die adeliche Frau
 Pastorin fortgepflanzt, daß selbst ihre Liebe gegen ih-
 ren Mann davor weichen muß. Die Pamelon und



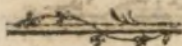
Manetten wurden geschrieben, um die Vorurtheile der Metalliance auszurotten. Hingegen behauptet dieser Verfasser ernstlich, daß keine Mißheyrath glücklich ausschlagen könne. Er glaubt sogar, (Th. II. S. 46.) daß zwischen dem Adel: und dem Bürgerstande keine wahre Freundschaft möglich sey. Aber zum Glück denken nicht alle Adelige, wie die Familie von P^r. Fast noch mehr, als Richardson, sucht der Verfasser Empfindungen und Maximen der Religion einzustreuen. Alle Blätter tragen das Gepräge der Christlichen Tugend; als Bestandtheil des Charakters erscheint sie vornemlich bey Zulchen und Gros, die zuletzt (denn Gros wird von seiner Adeltlichen Frau durch den Tod, und Zulchen von den Liebhabern, die ihr aufgedrungen werden sollten, durch sie selbst befreyt) ein Paar werden; ja, (da wir mit der Frau Richter, welche Puff heyrathet, zu wenig bekannt sind) das Hauptpaar ausmachen. Zulchen findet unter der härtesten Bedrückung in der Religion ihren einzigen Trost. In den erstern Theilen hat Herr Gros eine bloße Arist-Rolle, und empfiehlt sich in den Rathschlägen, die er fast allen Personen ertheilt, durch die reifsten Einsichten und durch ein Biederherz. Unsre Bewundrung gegen ihn steigt, wenn wir seine, beynah zu stoische, Verleugnung unter seinem Hauskreuze sehen. Aber am belehrendsten ist seine Lebensgeschichte im fünften Theile, wo man ihn stufenweise aus einem Heuchler in einen Freygeist, aus einem Freygeist in einen Befebrten verwandelt findet. Nicht nur durch ihn, sondern bey unzähllichen andern Gelegenheiten sucht der Verfasser die Achtung der Welt gegen den geistlichen Stand zu erhöhen.

Wir haben nichts vom Schiffer Puff van Olicten, diesem mit Seel und Gemüth ehrlichen Manne, gesagt, um dessentwillen allein wir dieses Buch geschrieben zu haben wünschten; weil man dem Verfasser

faffer deswegen schon satzsame Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Der Puffische Humor, vielleicht der erste seiner Art in unsrer Sprache, erhält sich bis ans Ende, und die Proben seiner altdeutschen Gutherzigkeit häufen sich immer mehr, ja die von seiner Freygebigkeit vielleicht gar zu sehr. Noch mehr schweigen wir von der Menge dienender Personen, dem Juden, dem Kosacken, der Lieutenantswittwe, der Jungfer Pahl, dem Herrn Korn, der Signora Sanello, der Jungfer Nitka, die wir nur nennen, um den Vorrath von Maschinen zu zeigen, die alle gut eingehenkt und wieder abgenommen werden.

Bei der Menge und der Sonderbarkeit der Begebenheiten ist es kein geringes Verdienst, so viele romantische Zufälle doch so gut in einander gefügt zu haben, daß der Leser, vielleicht über zu viel Irrgänge, aber doch nie über empörende Unwahrscheinlichkeit klagen kan. Die Hartnäckigkeit in den Verfolgungen des Generals, die kein Sultan höher treiben könnte, und die Wendungen von des Herrn Gros Schicksalen im letzten Theile, sind ungewöhnliche, aber doch nicht unnatürliche Ereignisse. Der letzte Theil ist labyrinthischer, als die übrigen, gerathen, weil hier eintritt, was der Verfasser (Th. III. 104.) prophezehte, daß er nemlich plötzlich abbrechen wollte, so bald ihn Muße, oder Laune, oder (wie seine Bescheidenheit hinzu gesetzt) sein Talent verlasen würde.

Ueberhaupt ist das Detail der beyden ersten Theile am ausgearbeitesten, und Richardsons charakterisirende und dialogirte Erzählung darinnen am besten erreicht. Durchgehends gefällt das Buch wegen der ungemeynen Natur in Beschreibungen, als die am besten dazu beytragen, die Regel zu erfüllen: *Sine proxima veris!* In den letztern Theilen werden wir durch eine grössere Mannichfaltigkeit von Briefen un-



terhalten, als in den erstern. Nur hier und da haben wir einen bemerkt, der etwas unnatürlich eingeschaltet worden, z. B. Th. II. 133. Th. IV. 369. Da der Vortrag des Verfassers, unerachtet der Geschwindigkeit, womit er, seinem eignen Geständniß nach, arbeitet, sehr blühend, und sich ziemlich gleich ist: so würde doch eben daraus eine gewisse Einförmigkeit erwachsen seyn, wenn nicht mit unter komische Stellen (und diese glückten ihm vor andern allen) gleich Frelichtern ausloderten, wie sich ein Kunstschichter bey einem andern Werke des Verfassers ausgedrückt hat. Man freut sich, als auf ein Labsal, auf die Briefe und Reden des Puff, der Fanello, der Henriette, der Ditka. Mit unter stößt man auf die fertirende Ausschweifungen, die nicht alle von der Art sind, daß sie auch den gesetzten Leser fest hielten. Indessen braucht man doch nie zu sagen:

Je saute vingt feuillets pour en trouver la fin;

besonders in denen Theilen, wo der wigelnde Seyer uns nicht mehr mit Anmerkungen heimsucht.

Kurz, unter unsern Romanenschreibern, die die Popularität zum Endzweck gehabt haben, ist der Verfasser an Kennniß der Welt und Bearbeitung deutscher Sitten der erste; und auch die übrigen Vollkommenheiten, in welchen er minder glänzt, wird er vielleicht noch einst erreichen. Alsdann wünschen wir ihm einen französischen Uebersetzer, damit unsre Nachbarn, die jetzt, neben einer Sternheim, auch einen Grafen von P. übersetzt bekommen haben, nicht auf die Gedanken gebracht werden, daß auch hierinnen bey uns das Schlechte dem Guten, wenigstens das Gleichgewicht halte.

G.

VII. An

VII.

An den Herausgeber des deutschen
Merkurs.

Mein Herr,

Ich halte es für einen von den wichtigsten Vortheilen, den ein Journal der Litteratur schaffen kan, daß Gelehrte dadurch Gelegenheit haben, die Fehler, die ihnen in ihren Schriften entwischt sind, zu jeder Zeit, sobald sie dieselben entdecken, anzuzeigen und zu verbessern. Auf solche Weise können sie entweder dem Kunstrichter, der sonst vielleicht diese Fehler übersehen haben würde, zu Hülfe kommen, oder, wenn er sie auch bemerkte, durch die Aufrichtigkeit, womit sie selbst sie öffentlich angeben, sein oft zu strenges Urtheil mildern. Bisweilen könnte ein solches Urtheil wohl gar durch einen groben Druckfehler, der aber doch nicht immer leicht zu erkennen ist, veranlaßt werden: Und alsdann würde der Verfasser, oder auch ein Freund von ihm, dem Recensenten und zugleich dem Publicum eine Art von Dienst erweisen, wenn er durch eine frühe Anzeige desselben alle Mißverständnisse verhütete. So würde z. E. der Kunstrichter, der in einem gewissen Journale Klopstocks Oden recensirt, in der letzten Zeile der 245. S. keine zu harte Metaphor gefunden haben, wenn er wahrgenommen hätte, daß es anstatt, donnert u. s. w. dämmert heißen sollte. Und so heißt es auch auf dem Carton, den man, am Ende des Buchs, in einer Nachricht an den Buchbinder, an die Stelle jenes Blattes zu setzen gebeten, und der vielleicht in dem Exemplare des Recensenten fehlte. — Allein, warum machen sich denn unsre Gelehrte jenen Vortheil, insbesondere in Ansehung ihrer eignen Fehler, nicht öfter



öfter zu Nutze? Warum kan man von ihnen eher alle
 andere Entdeckungen und Verbesserungen, als sol-
 che, erwarten? Sollten sie sich schämen, sie öffent-
 lich zu gestehen, da sie eben dadurch sie völlig wieder
 gut machen und in Vergessenheit bringen könnten?
 Oft sind diese Fehler so versteckt, daß sie nicht wohl
 eher von ihnen wahrzunehmen sind, als bis ihr Werk
 aus der Dunkelheit der Studierstube ans Licht tritt,
 und nun von ihnen gleichsam durch die Augen aller
 ihrer Leser angesehen wird. Oft können es auch sol-
 che seyn, die dem Schriftsteller in der Hitze der Ar-
 beit, und indem seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf
 Eine gewisse Seite gerichtet ist, entwischen, und ihm
 nicht leicht eher sichtbar werden, als bis er mit kal-
 tem Blute das Ganze übersehen kan. Wollte er aber
 die Verbesserung derselben lieber auf die nächste neue
 Ausgabe seines Buches verschieben; wer ist ihm denn
 Bürge dafür, (selbst die Güte seines Werks ist es
 nicht) daß diese nächste neue Ausgabe, (welcher
 vielleicht nur der Verfasser allein schon mit Verlan-
 gen entgegen sieht, da die Welt noch kaum die erste
 kennt) daß diese nahe sey, oder nur, daß er sie je-
 mals erleben werde? Und warum wollte er denn
 auch nur einen einzigen Leser so lange, und vielleicht
 auf immer, in einem Irrthum lassen, den er ihm
 durch ein paar Worte in einer periodischen Schrift
 benehmen könnte? Oder, wenn auch dieser den Feh-
 ler bemerken sollte: warum wollte er sich den Ver-
 dacht zuziehen, daß er ihn selbst nicht erkenne? Diese
 Nachlässigkeit oder diese falsche Schaam würde desto
 unvorzehlicher seyn, wenn er durch ein solches Ver-
 sehen nicht, als Schriftsteller, bloß seine eigne Ehre,
 sondern, als Uebersetzer, den Ruhm eines größern
 Scribenten, (den er als ein ihm anvertrautes un-
 verlegliches Gut zu betrachten hat) in Gefahr setzte.
 Und auch der seinige würde gewiß bey denen leiden,
 die im Stande wären, die Uebersetzung mit dem Ori-
 ginale genau zu vergleichen. Je mehr Hochachtung
 er

er für dieses hegt, und je grössere Sorgfalt und Treue er bey Uebersetzung desselben bewiesen; desto mehr wird er es auch für seine Pflicht halten, jedes Versehen, das er zu spät gewahr wird, bey der ersten Gelegenheit zu verbessern; und desto sicherer darf er hoffen, daß alle Leser, denen die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit nicht unbekannt sind, es ihm leicht vergeben werden. Diese Gewissenhaftigkeit, womit ich auch der meinigen immer alle die Vollkommenheit, deren sie fähig war, zu geben gesucht habe, läßt mich nicht eher ruhen, als bis ich dem Publicum einige Verbesserungen in meiner Uebersetzung der Rongischen Satyren mittheile; und sie wird auch die Dreuzstigkeit entschuldigen, womit ich Sie, H. H. um die Erlaubniß bitte, es vermittelst Ihres Journals zu thun. Die drey ersten Fehler hat unser vortreflicher Lesing mit seiner gewöhnlichen Scharfsichtigkeit entdeckt; die Freundschaft aber, womit er sie mir gewiesen, macht mich mehr stolz, als mich dieses Geständniß demüthigen kan. Es sollte mir zwar eben nicht sogar schwer fallen, sie zu beschönigen, und zu zeigen, wie ich sie, auch ohne zu grosse Uebereilung, habe begehen können: Wäre aber dies nicht ein noch grösserer Fehler?

S. 129. soll es in der 5ten u. f. Zeile so heissen: „Und um ihren Ruhm zu befestigen, speist Apicius, der Auskoster der Stadt, zweymal die Woche bey ihnen.“

S. 135. Z. 3. lese man anstatt: „Was braucht er denn noch da zu bleiben?“ also: „Was braucht er darauf zu warten?“

S. 319. Z. 17. anstatt: „Durch ein so kluges Lob wird kein Nebenbuhler erhoben;“ lese man also: „Durch kein so kluges — Nebenbuhler erweckt.“

S. 165. Z. 13. würde ich jetzt das englische Wort, Character, lieber durch, guter Namen, geben. Denn auch in dieser Bedeutung ist es, wie bekannt ist, sehr gebräuchlich; ob sie schon wohl von vielen entweder zu unwissenden oder zu flüchtigen Lesern und Uebersetzern oft genug übersehen werden mag. Und diese schiebt sich auch, wie ich nun glaube, besser dort hin, als die andre, in welcher wir das Wort, Charakter, meistens zu brauchen pflegen.

S. 193. Z. 11. möchte ich gern die Worte, „keinen Nebenbuhler,“ für einen Druckfehler erklären. Es soll heißen; „keine Nebenbuhlerin.“

S. 261. Z. 8. lese man: „Meinen Fächer!“

Und endlich in der Vorrede a. d. 4ten S. vom Ende, Z. 6. 7. „das Deutsche, von welchem jenes her-
stammt, u.“

Nach dem XXIX. der Briefe des Bar. v. Bielsfeld war der a. d. 244. S. der Satyren erwähnte Poitier oder wie er ihn nennt, Potier, so, wie ich vermuthete, ein damals sehr beliebter Balletmeister und Tänzer. In eben dem Briefe spricht er von der Tochter des Herz. v. Richmond, als einer ausserordentlichen Schönheit; wodurch meine Anmerkung zu B. 221 = 2. der VI. Sat. bestätigt wird.

Ein Autor hat so viel an seinen eignen Sünden zu tragen, daß es ihm nicht zu verdenken ist, wenn er sich nicht auch andrer Leute ihre aufbürden lassen will. Ich habe kürzlich von ohngefähr wahrgenommen, daß in der zweyten Ausgabe der Nachgedanken mit den Anmerkungen, im I. B. a. d. 71. S. eine Zeile ausgelassen worden, die nichts weniger als entbehrlich ist, und die auch in allen den vorigen Ausgaben steht. Der Dichter redet dort von der Gewohn-

wohnheit des Menschen, seine Besserung von Einem Jahre zum andern aufzuschieben, und vollendet die Beschreibung in folgenden Worten: „Im funfzigsten schildt er seinen schändlichen Verzug, und treibt seinen klugen Vorsatz zur Entschliefung; mit der ganzen Tapferkeit des Geistes entschließt er sich; und entschließt sich wieder; und stirbt eben derselbe.“ Die grösser gedruckten Worte sind dort weggeblieben.

In der Anmerkung zum 191. V. der V. Nacht hätte ich noch hinzufügen können, daß der Poet jenes Bild (von der Sonne, die als ein wilder Trunkenbold glühend aus dem Meere steigt) vielleicht dem Cowley abgeborgt habe, der in einer freyen Uebersetzung der XIX. Ode Anacreons, wo die ganze Natur als trinkend vorgestellt wird, unter andern sagt: „Die geschäftige Sonne, (und was sollte man auch anders aus ihrem trunknen feurigen Gesichte schliefen?) trinkt die See.“

The busy (and one would guess
By's drunken fiery Face no less)
Drinks up the Sea. — —

Aber das Bild scheint hier mehr an seiner Stelle zu stehen, als bey Young.

Ich hoffe, es werde Ihnen, und auch einigen von Ihren Lesern nicht unangenehm seyn, daß ich Ihnen bey dieser Gelegenheit eine Nachricht mittheile, die mir der Dichter des Leonidas, Hr. Glover, von seinem neuen Heldengedichte vor etlichen Monathen gegeben hat. Dieses ist eine Art von Fortsetzung des erst erwähnten Gedichts. Es fängt sich mit dem Eintritt des Xerxes in Griechenland gleich nach dem Treffen bey Thermopylä an, und endigt sich mit der Schlacht bey Plataä. Es heißt die Athenais, weil die



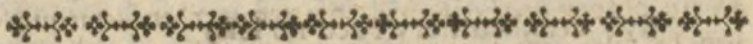
die Athenienser sich in jenem Kriege vor allen den übrigen Griechen hervorthaten. Er hat es nunmehr zu Ende gebracht; er ist aber so bescheiden, sein Werk, so wie es jetzt ist, nur einen Umriß zu nennen; der limæ labor werde noch einige Jahre erfordern. Er werde sich hüten, der Welt mit einem zweyten epischen Gedichte beschwerlich zu fallen, wenn er nicht versichert seyn könne, daß es dem ersten wenigstens gleich sey.

Ich bin bisher durch allerley Geschäfte abgehalten worden, die versprochne Uebersetzung eines verbesserten und vermehrten Leonidas, nebst dem Originale zu liefern. Ich werde aber das Publicum nun nicht lange mehr darauf warten lassen.

Braunschweig,

den 2. März, 1773.

J. A. Ebert.



VIII.

The Natural history of the Tea-Tree, with Observations on the medical Qualities of Tea, and Effects of Tea drinking. By John Koakley Lettsom. M. D. F. S. A. 4to. 3 Sh. 1772. Dilly.

China und Japan sind die einzige Länder, wo die Theepflanze eigentlich zu Hause ist. Vermuthlich ist die Theeinfusion daselbst zuerst erfunden worden, um das Wasser damit zu verbessern, das an den

den meisten Orten von sehr üblem Geschmack ist. Die holländische Ostindische Compagnie brachte den ersten Thee zu Ende des vorigen Jahrhunderts nach Europa. Jeso ist dieses Getränke so mode geworden, daß man jährlich in England 3 Millionen Pfund wenigstens für den einheimischen Gebrauch rechnet.

Aus dem Kämpfer, der die beste Beschreibung dieser Pflanze geliefert hat, wissen wir, daß der Thee nicht in besonders dazu angelegten Gärten und Feldern gebaut wird, sondern daß man ihn beynah überall zum Einfassen der übrigen Länderen braucht, und ohne Unterschied des Bodens pflanzt. Wenn die Pflanze 3 Jahre steht, so werden die Blätter zuerst gepflückt, und alsdenn sind sie in ihrer besten Qualität. Nach ohngefähr sieben Jahren wird die Staude Manns hoch, weil sie aber alsdann wenig Blätter trägt, so haut man sie bis nahe an die Erde ab, damit sie neue Zweige treibt. In den temperirten Gegenden von China kommt er am besten fort, zu Nankin ist er daher ungleich vorzüglicher, als zu Peking oder Canton. Die Blätter werden gemeinlich drey mal im Jahre gesammelt, 1) in der letzten Hälfte des Februar, oder zu Anfang des Merz; 2) zu Anfang des Aprils, und 3) ohngefähr zwey Monathe später. Man trocknet ihn auf Defen, nachher rollt man ihn mit den Händen immer in eben derselben Richtung; man schwingt ihn auch, damit er desto schneller wieder kalt wird, und die eingedrückte Rundung behält. Dieses Verfahren wird zwey bis drey mal wiederholt. Kämpfer behauptet, daß der Unterschied des Thees von dem Boden und der Cultur der Pflanze, dem Alter der Blätter, wann sie eingesammelt worden, und der besondern Methode, sie zu tractiren, herkommt. Es wird dieses auch dadurch sehr wahrscheinlich, weil es erwiesen ist, daß die Natur nur Eine Gattung von Theebaum erzeugt.

Von



Von dem medicinischen Gebrauch dieser Pflanze sey uns erlaubt, noch einige Beobachtungen unsers B. auszuziehen, die uns meistens sehr treffend zu seyn scheinen. — Gesunde Personen finden sich durch den Gebrauch des Thee sehr wenig angegriffen: er ist ihnen nach der Arbeit eine angenehme Erfrischung. Bey kränklichen und delikaten Personen findet man hingegen allgemein, daß er Schmerzen im Magen und den Eingeweiden, spasmodische Zuckungen, einen blassen klaren Urin in grosser Menge, grosse Bewegung der Lebensgeister, und Unbehaglichkeit erzeugt. Wenn er Abends in Menge genossen wird, bringt er bey vielen Constitutionen Wachen zuwege. Er kühlt ab, belebt, und muntert auf, dies ist bekannt. Aus allen diesen Umständen läßt sich schliessen, daß der Thee ein würkames durchdringendes Principium enthält, das geschwind die Wirkung der Nerven reizt; in zu reizbaren Constitutionen thut er es vielleicht zu stark, so, das die spasmodische Zufälle, und obgedachte Unbehaglichkeit daraus erwachsen. Je feiner der Thee ist, je deutlicher sind auch diese Wirkungen. Vielleicht kommt es daher, daß die niedere Classe von Menschen auch wieder von dieser Seite gegen seine üble Folgen verwahrt ist. Der B. untersucht alle Beschuldigungen, die besonders die französische Aerzte dem Gebrauch des Thees aufbürden wollen, und glaubt, die meisten träfen eben so gut den gar zu häufigen Gebrauch jedes warmen Getränks von gemeinem Wasser, als der Theeinfusion ins besondere. Er zieht den Thee jeder andern Infusion aus dem Pflanzenreich vor, wenn Er besonders nicht zu fein ist, nicht zu heiß und nicht in zu grosser Menge genossen wird. Von den Krankheiten der Chineser weiß man nicht viel besonderes. Allein der verstorbene D. Arnot, der lange zu Canton auch unter den Chinesern mit vielem Beyfall practicirt hat, bezeugt, daß sie niemals zur Ader lassen. Es scheint also, daß sie zu inflammatorischen Krankheiten nicht geneigt

geneigt sind. Wahrscheinlicher Weise ist dieses dem Thee zuzuschreiben. Vielleicht, wenn man bey uns die Geschichte der Krankheiten vor und nach dem Gebrauch des Thees in Europa vergliche, würde man eben diese Bemerkung machen. Wenigstens waren die inflammatorischen Krankheiten zu Sydenhams Zeiten ungleich häufiger als jetzt. Der Thee ist vielleicht eine von den mitwirkenden Ursachen. Das schöne Geschlecht, das dieser Pflanze günstig ist, wird mit dem V. ziemlich zufrieden seyn. Doch ist er nicht der Meinung des D. Bontika, eines Niederländischen Arztes, welcher behauptete, man könnte ohne Schaden ein bis 200 Tassen zu sich nehmen. Der Niederländer war aber mehr ein guter Politiker, als schlechter Arzt; denn er schrieb zu einer Zeit, wo sein Vaterland diesen ganzen Handel beynahе als Monopolium trieb, und wo den Herren Generalstaaten daran lag, daß der Gebrauch derselben medicinisch empfohlen würde.

Errata



Errata

zum I. Bande des Merkurs.

- S. 88. Z. 16. verdienen ließ verdünnen.
 S. 104. Z. 24. ließ ist zugleich ein Gegenstand, u. s. w.
 S. 107. Z. 23. die Ursach: ließ der Gegenstand.
 S. 109. Z. 1. muß nach folgender Stelle: „Ich habe schon vorhin bemerkt, daß bey ihnen jede Perception zugleich Affection ist, ein Punktum gemacht, und der Rest der Periode ausgestrichen werden.“
 S. 184. Z. 22. Pont de Nele ließ Pont de Vele.
 S. 253. letzte Zeile: vereinigten ließ vernichteten.
 S. 256. vorletzte Zeile: Entstehung ließ Bildung.
 S. 261. Z. 16. Karghi ließ Rang=hi.

